



ROM ST. PETER BLICK V. D. VILLA MEDICI

D. Augustinus als Bischof und Kirchenlehrer

18. Augustinus als Bischof.

Nach dem Kloster des Augustinus hielten die benachbarten Kirchen immer mit einer gewissen Sehnsucht Ausschau, denn man wünschte ihn als Bischof. Da die Gefahr bestand, daß man ihn mit Gewalt entführte, beschloß Valerius, ihn zu seinem Genossen und Nachfolger in der bischöflichen Würde zu erheben und noch zu seinen (des Bischofs) Lebzeiten weihen zu lassen.

Ein solcher Hilfsbischof entsprach nicht den Gebräuchen der afrikanischen Kirche und auch nicht den Bestimmungen des Konzils von Nicäa; letzteres wußten aber weder Valerius noch Augustinus. Valerius versicherte sich der Zustimmung des Primas der afrikanischen Kirche, Aurelius, und teilte dann, bei Gelegenheit einer Bischofsweihe in der Basilika von Hippo, seinen Gläubigen seine Absicht mit. Diese wurde von ihnen mit lebhafter Freude begrüßt.

Nur ein benachbarter, betagter Kirchenfürst, der

Bischof von Gelma, Megalius, erhob Einspruch. Hatte er schon früher ungern gesehen, daß Augustinus in Gegenwart seines Bischofs predigen durfte, so war er dieser abermaligen Neuerung besonders abgeneigt. Er wies zugleich darauf hin, daß Augustinus ein Neu-bekehrter sei, ein früherer eifriger Manichäer, und trug auch böse Gerüchte vor, die man gegen Augustinus verbreitet hatte. Dieser wies siegreich seine Unschuld nach. Darauf bat Megalius nicht nur den Augustinus selbst großherzig um Verzeihung, sondern entschuldigte sich auch bei seinen Mitbischöfen, daß er ihnen ein unbegründetes Gerücht vorgetragen habe; ja er vollzog selbst, als Primas von Numidien, die bischöfliche Weihe des Neuernannten.

Gestrebt hatte Augustinus übrigens nie nach der bischöflichen Würde; sie machte ihn vielmehr bestürzt. Er hat das nicht nur stets behauptet, sondern auch gegenüber den Leuten, die ihm Streben nach Ehrenstellen und sonstigen Vorteilen zum Vorwurf machten, siegreich bewiesen. Er hätte am liebsten sein Klosterleben fortgesetzt, beschäftigt mit der Betrachtung der göttlichen Wahrheiten — „Sehet und kostet, wie süß der Herr ist“, das war sein Lieblingsspruch — und mit dem Studium der hl. Schriften. Für beides ist ein menschliches Leben kaum lang genug.

Aber als aufrichtiger Christ hatte er sich genügend durchforscht, um sich sagen zu müssen, es läge in ihm ein gewisser Hang zur Einsamkeit, zur Absonderung. Das sei vielleicht eine Folge seiner Neigung zur epikuräischen Verweichlichung, die er schon früher sich eingestanden hatte. Dagegen sei die Arbeit, die unablässige, mannhafte Arbeit, die beste Schutzwehr. Möchten andere dem Gesetze christlicher Liebe dadurch folgen, daß sie für ihre Brüder beteten und sich abtöteten. Er betrachtete es als ein Gebot Gottes, die außerordentlichen Gaben, die ihm verliehen waren, a u f

diesen seinen augenscheinlichen Ruf hin, wirksamer zur Anwendung zu bringen: seine Kraft der Überredung und Beredsamkeit, seine so umfassende geistige Bildung, sein machtvolles Wirken gegenüber dem Irrtum. Er mußte solche Talente in den Dienst seiner Brüder stellen.

Handelte er damit nicht auch noch in einem anderen Sinne klug? Wie hatten seine Leidenschaften, seine Sinnlichkeit ihn gequält und gefoltert Jahre lang! Konnten sie nicht eines Tages wieder erwachen und in der alten Weise zu locken beginnen? Dagegen war das beste Heilmittel hinwiederum die Arbeit, der Kampf gegen die Sorgen der mannigfachsten Art. Hatte er wirklich Erfolg damit? Ja, soweit der eindringlichste menschliche Blick reicht, ja! Seit dem Tage, da Augustinus unter dem Feigenbaume im Garten zu Mailand niederkniete, ist die Sünde in seinem Herzen erstorben; ja, auch von seinen Schwächen und Fehlern hat er sich mit Hilfe der göttlichen Gnade so frei zu machen gewußt, daß wir in Demut davor das Haupt neigen müssen. Vielleicht von einem kleinen Reste geistig-literarischer Eitelkeit abgesehen sind sie alle völlig ertötet.

Wie und als was zeigt er sich denn nun in seinen Schriften und in seinem Leben? Zunächst als Gelehrter, als eine Leuchte der Wissenschaft und Wahrheit und dann, immer nachhaltiger und herrlicher durchleuchtend, als Heiliger. In der ersteren Eigenschaft ist er ein Mann von tiefster Einsicht, von gründlichem Verständnis, von scharfem Verstande und in der letzteren Hinsicht eine ganz reine Seele, die nur von dem Feuer göttlicher Liebe entzündet ist. Dabei erfüllt sein zärtliches und lieberfülltes Herz seine abstraktesten Erörterungen und Schrifterklärungen mit großer Wärme. Man merkt das bald an der Kraft der Herzergüsse, da wo er nicht an sich denkt, sondern sich völlig gehen

läßt. Wenn er die bischöfliche Würde annahm, so geschah es nur, um sich ganz der Kirche hinzugeben, allen alles zu sein. Mit der Feder und dem Worte ist er der Verkünder der Wahrheit. Besonders läßt er, wie der Heiland, der Menge der Bedürftigen, Hilflosen, Elenden sein Mitleid zuteil werden. Ihnen steht er bei, sie will er überzeugen und vom Irrtum heilen. Als Bischof, Hirt und Seelenführer setzt er unablässig zur größeren Ehre Christi eine wahrhaft apostolische Kraft ein.

Am Tage nach seiner Weihe mußte dieser Mann der Bücher und des Gedankenlebens mit Schrecken und Schauern der Größe der Aufgaben gegenüberstehen, die seiner harrten. In seinen schlaflosen Nächten und in den Erholungsstunden gedachte er mit Angst der schweren, nunmehr auf ihm ruhenden Verrichtungen. Wenn seine Seele aus der finsternen Zelle zu der Welt der Ideen emporschwebte, oder wenn sein Blick in bewunderndem Ausschauen über das Meer mit seinen entzückenden Farbentönen schweifte, dann rief er sich alsbald zu: „Das gilt jetzt nicht; du bist der Bischof deiner Herde; du mußt für die Seelen einen stetigen Kampf führen.“ Und dann sann er auf Verteidigungs- und Kampfespläne und fühlte sich fast erdrückt von der ungeheuren Wucht der Aufgabe, die auf seinen Schultern lastete. Ja, sie harrte sein, obschon oder vielmehr weil er fast keine Schäflein in seiner Hürde mehr zählte; die Donatisten hatten ihm die meisten geraubt. Ihr Bischof Proculejanus brüstete sich, er sei der Vertreter der wahren Kirche, und da er die größere Zahl hinter sich hatte, so spielte er tatsächlich in der Stadt die größere Rolle. Die Kirche der Donatisten lag nahe bei der der Katholiken; die Donatisten übertönten und störten die Predigten des Augustinus. Seit den Tagen des Theodosius hatte sich die Lage um ein geringes gebessert, aber noch vor kurzem hatte die donatistische Geistlichkeit

ihren Gläubigen verboten, für die Katholiken Brot zu backen; kurz, sie hatte die Andersgläubigen mit dem Interdikt belegt.

Von dem einen Ende Afrikas bis zum andern schien die Kirche zum Erliegen bestimmt zu sein. Nur von einem Bruchteil der Donatisten waren 310 Bischöfe jüngst in Bagaï zusammengekommen, um ihre Abtrünnigen abzuurteilen, und nun durchzog ihr wütigster Vertreter, der Bischof Optatus von Thimgad, Numidien und die Prokonsularprovinz an der Spitze bewaffneter Scharen, verheerte das Land, taufte die Katholiken mit Gewalt um und rief überall ein Schreckensregiment ins Leben.

Wenn nun Augustinus, der alles das wußte, sich an die örtlichen oder Provinzbehörden um Hilfe wandte, so mußte er sich sagen, daß da kaum etwas zu erhoffen sei. Denn an ihrer Spitze stand der Graf Gildo, der nun schon seit zehn Jahren Afrika und Karthago tyrannisierte. Er war ein Maure. Die Minister Valentinians II. hatten es für einen besonders geschickten Schachzug gehalten, ihm die militärische Leitung der Provinz anzuvertrauen. Er war nun vor allem darauf bedacht, die Schwäche des Reiches auszunutzen und sich hier aus seinem Besitz ein eigenes Fürstentum herauszuschneiden, und dazu bedurfte er der Donatisten als der stärksten Partei. Bei ihm schwor der Bischof von Thimgad als seinem Herrn; für die Katholiken aber war wenig oder gar nichts zu erhoffen.

Die kaiserliche Macht konnte nur zwischendurch einmal eingreifen. Theodosius, der bis zum Ende der Kirche günstig gesinnt blieb, war im Kampfe gegen den Aufrührer Eugen gefallen. Die Haltung der Barbaren, welche die Mehrzahl der Soldaten des kaiserlichen Heeres bildeten, wurde immer drohender: Alarich, der im Peloponnes lagerte, machte sich bereit, in Italien einzufallen. Stilicho, der allmächtige Minister des

Honorius, ließ es sich angelegen sein, die Katholiken zu schonen und gab ihnen die Versicherung, daß er ihnen den gleichen Schutz angedeihen lassen wolle wie Theodosius. Wenn also Augustinus um etwas zu bitten hatte, so wandte er sich an die kaiserliche Regierung selbst, denn die neuen Kaiser waren fest entschlossen zur Verteidigung der katholischen Kirche. Mit ihren Vertretern, Prokonsuln, Vikarien, Grafen, Tribunen und Notaren, unterhielt er die besten Beziehungen. Da er den kaiserlichen Hof kannte, blieb sein Verhalten frei von jeglicher Schmeichelei, von untertänigem Kriechen. Er war ein treuer Diener der Kaiser nach alter Sitte und Überlieferung und hätte als solcher gern ihre Macht größer gesehen. In Afrika hatte er oft erlebt, wie wenig ihre Erlasse und Gesetze beobachtet und ausgeführt wurden.

Am meisten also mußte er auf sich selber vertrauen, auf seinen Verstand und seine Einsicht, seine hingebende Liebe und tief brüderliche Seele. Mit glühender Begeisterung strebte er dahin, die katholische Religion zu einer Religion der Liebe zu machen, ganz nach dem Willen ihres göttlichen Gründers. Und wie überragte er mit seinen geistigen Waffen seine Zeitgenossen, Christen und Heiden! Nicht nur seine Mitbrüder im Amte, die als Schriftsteller auftraten, stehen weit unter ihm — die Bischöfe von Gelma und Madaura — sondern die so gefeierten Männer Symmachus und selbst Apulejus, der noch der klassischen Zeit Afrikas angehört. Seine nahen Freunde sind mit Ausnahme von Nebridius seine Schüler zu nennen. Unter dem höheren Klerus Afrikas kommen neben ihm höchstens Aurelius, der Primas von Karthago, als fester und energischer Charakter in Betracht und Bischof Samsucius, der in den Wissenschaften zwar schlecht bewandert war, den Augustinus aber seiner Welt erfahrenheit und seines klugen Urteils wegen gelegent-

lich zu Rate zog. Manche donatistischen Bischöfe, wie der schon vorhin genannte Optatus von Thimgad, sind den mohammedanischen Marabus zu vergleichen, die mit Feuer und Schwert gegen die Giaurs zu Felde ziehen.

Wie nun übte Augustinus inmitten solch gewalttätiger oder mittelmäßiger Leute sein bischöfliches Amt aus? Er sucht nach besten Kräften das bewunderungswürdige Bild des Bischofs zur vollen Wirklichkeit zu gestalten, der zugleich der geistige Vater der Schäflein seiner Herde wie auch ihr Beschützer und Unterstützer ist. Auch als Bischof bleibt er Mönch wie während seines Priestertums. Außer dem Kloster, das er im Garten des Valerius eingerichtet hat, schaffte er einen Teil seines bischöflichen Hofes zu einem solchen um. In dem einen Teile empfängt er seine Gäste und Besucher, in dem andern beobachtet er genau die Ordensregel. Er betet, studiert die hl. Schrift, bestimmt die Glaubenssätze und widerlegt die Irrlehren. Ebenso gewissenhaft besorgt er auch seine materiellen Pflichten, denn er hat Leute zu ernähren, Güter zu verwalten und Rechtsstreite zu studieren. Das ist für den Gottesmann ein ständiges Opfer.

In Hippo mußte er für ganze Scharen von Bettlern das tägliche Brot herbeischaffen. War die bischöfliche Kasse leer, dann mußte er seine Hand ausstrecken und von der Kanzel aus nachdrücklich die Mildtätigkeit zur Hilfe aufrufen. Wenn es galt, ein Krankenhaus zu gründen oder ein Gasthaus für dürftige Durchreisende, dann legt er seine Pfleglinge in die der Kirche von Hippo vermachten Häuser. Denn Neubauten belasten den Säckel zu sehr. Seine schlimmste Sorge ist die Verwaltung der Kirchengüter. Um sie zu vermehren, legt er seinen Klerikern die Verpflichtung auf, sich all ihres Habes und Gutes zugunsten der Gemeinschaft zu entäußern und so den Gläubigen das Beispiel voll-

kommener Armut zu geben. Auch von den in der Welt Stehenden nimmt er Schenkungen an, aber er will keine Kinder oder dürftige Verwandte berauben oder gar Waisen schädigen. Auch solche Stiftungen, die ihn leicht in Rechtsstreitigkeiten besonders mit dem Fiskus verwickeln würden, lehnt er ab.

Das Volk von Hippo griff ihn deshalb an, beschuldigte ihn, er schädige die Interessen der Kirche. Da erklärte er auf offener Kanzel, er nähme nur Schenkungen an, die aus frommer und guter Gesinnung hervorgingen. Wenn aber jemand seinen Sohn enterbe in zorniger oder böswilliger Anwandlung, der möge sich einen anderen suchen, um seine Gaben anzubringen. Reichen Geschenkgebern zu schmeicheln und sie zu umwerben, verstand er nicht, zum großen Verdrusse seiner Gläubigen; noch auch zwang er geeignete Fremde, die sich vorübergehend in Hippo aufhielten, sich dem Priesterstande zu widmen, damit sie sich alsdann verpflichtet sähen, ihre Güter den Armen zu vermachen. Kurz und gut, er wollte weder in den Geruch der Begehrlichkeit kommen, noch sich mit kostspieligen Prozessen belasten, sondern verband praktischen Menschenverstand mit der Uneigennützigkeit des christlichen Sittengesetzes.

So uneigennützig nun der Bischof war, so habgierig war das Volk von Hippo. Denn das Gut, welches der Kirche vermacht wurde, kam unzähligen Leuten zugute. Das Kirchengut der Diözese Hippo bestand zumeist aus unbeweglichem Besitz und liegenden Gründen, und auf ihnen waren viele Leute angesiedelt, nicht bloß landwirtschaftliche Arbeiter, Freigelassene, sondern auch Handwerker jeglicher Art, die dort den Zugriffen des Fiskus entgingen und das bischöfliche Regiment milder und freundlicher fanden als das kaiserliche.

Augustinus nun, der Armut gelobt und alles Seinige den Armen geschenkt hatte, wurde durch die Ironie des

Schicksals Großgrundbesitzer. Und er mußte nun diesen Besitz auch zu vollem Ertrage bringen. Gewiß, er hatte dafür seine Verwalter, aber das entband ihn nicht der Pflicht, selber nach dem Rechten zu sehen, seine Verwalter zu überwachen und sich um die Verwaltung bis ins einzelne hinein zu bekümmern. Und dann hörte er nicht nur die Klagen und Kümmernisse seiner eigenen Bauern, sondern auch anderer Betriebe an, die unter gewissenlosen Vorgesetzten schwer litten. So blieb ihm kein Gebiet der ländlichen Verwaltung fremd. Er ritt zu Pferde oder auf dem Rücken eines Maultieres meilenweit um Hippo durch die Felder, besichtigte Weinberge und Olivenhaine. Er sah nach den Arbeitern, erkundigte sich nach allem, befragte sie, ging in die Kelterhäuser und Mühlen. Er kannte die Traube, die gut zum Essen war, und diejenige, die einen guten Wein lieferte. Er verlegte Kornspeicher, die in zu feuchtem Erdreich angelegt waren, wo das Korn zu keimen anfang. Er wußte als richtiger Gutsbesitzer Bescheid über das ganze gerichtliche Verfahren, führte Buch über den Ablauf seiner Kontrakte, kannte die Vertrags- und Schenkungsformeln, umgab gefährdete Grenzsteine rings mit vergrabenen Kohlen, um ihren Standort zu jeder Zeit feststellen zu können usw. Daher sind ihm als Dichter wie als Prediger die aus dem Landleben geschöpften Bilder und Vergleiche stets zur Hand.

So anstrengend diese Ritte auch sein mochten, für den Bischof waren sie eine Ausspannung von seiner geistigen Arbeit. Dagegen gab es eine andere Obliegenheit, die ihn mit förmlichem Ekel erfüllte. Infolge neuergangener kaiserlicher Anordnungen mußte er die Gerichtsbarkeit in Zivilsachen ausüben, Kläger und Zeugen vernehmen und Urteile fällen. Das war deshalb ein so widerwärtiges Geschäft für ihn, weil unter seinen damaligen Volksgenossen wie unter ihren Nachkommen

bis auf den heutigen Tag die niederträchtigste Gesinnung und das gewissenloseste Handeln sich breit machte und zum Siege zu gelangen suchte, damals in dem secretarium der Basilika und heutzutage auf dem Hofe der Moschee.

Diese weltliche Gerichtsbarkeit ging auf den Rat des hl. Paulus zurück, der den Priestern empfahl, Streitigkeiten zwischen Gläubigen zu schlichten. Sie hatte stetig weitere Kreise gezogen und jetzt durch Kaiser Theodosius eine Ausdehnung erlangt, daß sie zu einer fast unerträglichen Last wurde. Der Bischof wurde von Prozessen buchstäblich überschwemmt und mußte den Händelsüchtigen tagtäglich Audienz gewähren. Sie umdrängten ihn mit ihren stürmischen Bitten, nahten ihm mit aufgeregten Geberden, küßten ihm unter Beteuerungen der Hochachtung und Ergebenheit die Hand und zwangen ihn, sich mit ihren Angelegenheiten zu befassen. Für Ratschläge aber waren sie ganz unzugänglich. Man kann daher verstehen, daß Augustinus immer zu der Kanzel seine Zuflucht nahm, um sich ihres Ansturms zu erwehren, und ihnen eifernd zurief: „Weichet von mir, ihr Widersacher, und lasset mich in Frieden die Gebote meines Gottes studieren!“

19. Die Stadt Hippo und ihre Basilika. Augustinus als Prediger.

Suchen wir uns jetzt ein Bild seiner Bischofsstadt zu entwerfen und dann in seiner Basilika den Worten zu lauschen, die er von seiner bischöflichen Kanzel an seine Gläubigen richtet.

Hippo regius oder Königshippo ist so völlig verschwunden, daß wir es uns nur vorstellen können, wenn wir eine andere afrikanische Stadt zum Vergleiche heranziehen. Ich sagte vorhin, Bona sei das alte Hippo. Das ist nur in dem Sinne richtig, daß es un-

gefähr an der Stelle des alten Hippo liegt, nämlich etwa eine halbe Wegstunde entfernt. Die Trümmer des letzteren, die man ausgegraben hat, sind aber so geringfügig, daß sie uns eine richtige Vorstellung nicht vermitteln können. Wir wählen daher in dem an christlichen Ruinen so reichen Afrika uns eine aus, welche einigermaßen ähnliche Verhältnisse aufweist und weniger von der Zeit und den Verheerungen gelitten hat, nämlich, das etwas weiter südlich gelegene Theveste, das heutige Tebessa.

Selbst wenn man es zurückführt auf den Umkreis der byzantinischen Feste, die erst unter Justinian aufgeführt wurde, setzt es den Besucher noch in Staunen durch den Eindruck frischer Ursprünglichkeit, gleichsam durch eine Patina, die uns zwar das höhere Alter erkennen läßt, aber doch auch die alte Form gut gewahrt hat. Wir wollen nun nicht sprechen von ihrem Tempelchen, das der Maison carrée von Nîmes nicht unähnlich ist, sie aber an Glanz überstrahlt; nicht von dem Triumphbogen des Septimius Severus und Caracalla, sondern unser Blick soll hauptsächlich gerichtet sein auf die Basilika und ihre Nebengebäude und Umgebung, die einer Zitadelle vergleichbar außerhalb der Umwallungsmauer des byzantinischen Theveste liegt und fast ebenso groß ist wie das heutige Tebessa.

Bei ihrem Anblick erhält man gleich einen tiefen Eindruck infolge der reichen Farbe der Steine, einem abgebleichten, in der Sonne heller gewordenen Rosarot, ebenso wie von der gewaltigen Kraft und Vollkommenheit des Baues. Wie bei den griechischen Tempeln bauen sich die Quadern in regelmäßigen Lagen auf, sodaß das Ganze sich hält durch die Wucht der Blöcke und die glatte Ausfugung der Oberfläche.

Die Verhältnisse des Baues sind monumentaler Art. Man hat weder an Material noch an Raum gespart.

Zunächst finden wir vor der Basilika einen großen rechtwinkligen Hof, mit Terrassen ringsum, einem Säulengang im Hintergrunde und vier großen Teichen in der Mitte, um die Luft im Wandelgang kühl zu erhalten. Eine mit Fliesen gepflasterte Allee, an deren Seiten sich zwei Portale befanden, schied diesen Hof von der eigentlichen Basilika, zu der man mittels einer Treppe gelangte, die von zwei Säulen eingerahmt war. Die Treppe führte in das atrium, welches ein korinthischer Säulengang schmückte. In der Mitte gewahrt man den Wasserbehälter für die Waschungen, ein aus einem Stein gehauenes Becken in Form eines vierblättrigen Kleeblatts. Drei Türen führten vom Atrium in die Basilika, die von Reihen von Säulen aus grünem Marmor in drei Schiffe geteilt wurde. Über den niedrigen Seiten befanden sich Tribünen. Der Boden war mit Mosaiken bedeckt. Im Hintergrunde der Apsis, hinter dem Altare, erhob sich die bischöfliche Kanzel.

Um dieses Hauptgebäude gruppierte sich eine Menge anderer Bauten: ein Taufkirchlein, mehrere Kapellen, von denen eine gewölbte die Form eines dreiblättrigen Kleeblatts aufwies und wahrscheinlich örtlichen Blutzegen geweiht war, ein Kirchhof, ein Kloster mit seinen Zellen und mit Fenstern so eng wie Schießscharten, Ställen, Schuppen und Speichern. Geschützt von ihren Mauern und Türmen, inmitten ihrer Nebengebäude und Gärten, glich die Basilika von Theveste einem der großen mittelalterlichen Klosterbauten oder auch jener großen islamitischen Moscheen, der z. B. von Cordova oder Damaskus mit ihren säulenumgebenen Höfen, ihren Becken für die Waschungen und orangenbepflanzten Wandelgängen. Dort konnten die Gläubigen und Pilger ihre Tage verbringen im Hause des Herrn, das allen offen stand, oder in seinem Bering.

Die Basilika des Augustinus — es ist wahrscheinlich nur eine, die basilica major, — war allerdings

ohne Zweifel in jeder Hinsicht geringer als diese, denn zu jener Zeit hatten die Donatisten die Mehrheit in Hippo. Sie hieß auch die Basilika des Friedens, denn „Friede“ (»pax«) war der amtliche Name für die katholische Religion, sodaß jene Benennung nichts anderes bedeutet als „katholische Kirche“. Später wurde, infolge der Erlasse des Honorius, den Katholiken eine zweite Kirche, die leontinische, zurückerstattet; sie war dem Leontius, einem Bischöfe von Hippo und christlichen Blutzugehörigen, geweiht. Augustinus erbaute eine dritte, die der acht Märtyrer.

In der ersten aber predigte Augustinus fast ausschließlich. Das Predigtamt war, wie wir schon gehört haben, ein bischöfliches Vorrecht. Das lag daran, daß in der afrikanischen Kirche in jener Zeit die bischöflichen Sprengel durchweg nicht größer waren als bei uns eine große Pfarrei oder das kirchliche Pfarrsystem einer Stadt, ein Bischof in Nordafrika also kaum mehr war als ein Pfarrer heutiger Zeit.

Das Predigen nun war für Augustinus, obwohl es ja ein wahrhaft apostolisches Amt ist, eine aufreibende Mühe und Last. Er verkündete nämlich fast alltäglich und oft mehrmals am Tage Gottes Wort, eine Aufgabe, die für ihn um so schwerer wog, als er eine zarte, schonungsbedürftige Brust hatte. Daher kam es oft vor, daß er seine Zuhörer um Stille und Schweigen angehen mußte, damit er seine Stimme schone. Er redete ohne rhetorisches Aufgebot in einer Sprache, die der des Volkes nahestand. Stenographen sammelten seine Predigten so, wie sie ihm der Augenblick eingab. Daher setzen Wiederholungen und Weitschweifigkeiten den Leser, der die Sachlage nicht kennt, in Erstaunen. Solche Homilien sind anscheinend planlos. Zuweilen fehlt dem Redner die Zeit, um seine Gedanken zu entwickeln. Dann verschiebt er die Fortsetzung auf den nächsten Tag. Oder er behandelt auch, wenn er sich

auf ein Thema vorbereitet hat, ein anderes, sei es, einer plötzlichen Eingebung folgend oder, weil ein Vers, den er verlesen hatte, ihn tief ergriffen hat. Ein anderes Mal legt er mehrere Stellen nacheinander aus, ohne sich im geringsten um Zusammenhang und Aufbau zu kümmern.

Wir wollen nun versuchen, in der „Friedens“basilika, in der er 35 Jahre lang unaufhörlich das Wort Gottes verkündet hat, seine Predigt zu hören und ihren Hauptgedanken zu folgen. . . . Der weihevollere Gesang der Psalmen ist verklungen. Am äußersten Ende der Apsis erhebt sich von seinem an die Wand angelehnten Sitze Augustinus, der Bischof. Sein bleiches Gesicht hebt sich scharf ab von dem goldgrundigen Mosaik der hinteren Wand. Von dort übersieht er wie von der Höhe einer Kanzel die ganze Zuhörerschaft über den Altar hinweg, einem einfachen hölzernen Tische, der in den Fliesen des Hauptschiffes befestigt ist. Die Zuhörer stehen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite. Innerhalb eines Geländers befinden sich die Witwen und gottgeweihten Jungfrauen, halbverhüllt von ihren dunklen Schleiern. Einige zu reich gezierte Frauen neigen sich aus der ersten Reihe der Bühne über die Brustwehr hinüber. Ihre Wangen sind geschminkt, ihre Augendeckel und Brauen mit einem dunklen Teige bedeckt, ihr Hals und ihre Ohren mit Kleinodien überladen. Augustinus hat sie erblickt; er wird ihnen schon seine Strafrede halten. Die Herzen der Zuhörer schlagen ihm im voraus, in herzlicher Zuneigung und von einer gewissen Neugier bewegt, gespannt entgegen. Sie stehen durch volle Glaubenshingabe und in ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit mit dem Redner im Einklang. Sie kommen leicht zur Erregung und geben dann ihre Gefühle und Gesinnungen mit voller Freiheit kund. Es kommt zu Kundgebungen wie im Theater und im Zirkus; man klatscht Beifall,

man unterbricht den Redner, manche erheben Einwürfe gegen ihn oder führen ihm Bibelstellen an.

Augustinus steht so in stetiger Beziehung zu seiner Zuhörerschaft. Niemand hat weniger in unerreichbarer Höhe geschwebt als er. Er späht das Spiel der Gesichtszüge und die Bewegungen seiner Zuhörer aus; er spricht vertraut mit ihnen. Wenn seine Predigt etwas zu lang geworden ist, dann möchte er gern wissen, ob sie ermüdet sind, denn er hat sie so lange stehend erhalten. Die Stunde des Frühstücks ist da; sie sind nüchtern, der Magen wird ungeduldig. Dann sagt er zu ihnen mit liebebeerfüllter Gutmütigkeit:

„Geht, meine Lieben, und stellt eure Kräfte wieder her — nicht die eures Geistes, denn die sind unermüdetlich, sondern die eures Leibes, welche die Diener eurer Seele sind, damit sie gut ihr Amt versehen . . . Dann kommt wieder her, um eure geistliche Nahrung entgegenzunehmen.“

Und wenn an einem Tage der Scirokko über die Stadt dahingefegt ist und die in den Schiffen gedrängt stehenden Gläubigen in Schweiß gebadet fast ersticken und er selbst aufs äußerste erhitzt ist, dann entschuldigt er sich bescheiden, daß er heute zu lange geredet hat.

Solch leutselige Art und Weise gewann ihm die Herzen der schlichten Leute, die ihm zuhörten, und da er sich des Zaubers bewußt war, den er auf sie ausübte, und der Liebe, die sie ihm entgegenbrachten, so sprach er zu ihnen: „Daß ihr mich liebet, ist gut, denn ich will von euch geliebt werden. Aber ich will nicht um meiner selbst geliebt werden. Ich liebe euch in Christo. Ihr eurerseits liebet mich in ihm.“

Wenn er auch als Bischof zu ihnen redet, so will er doch ihresgleichen sein.

„Alle Christen sind die Diener des gleichen Herrn. . . . Ich habe an eurer Stelle gestanden. Und wenn

ich jetzt von dieser Kanzel aus das Himmelsbrot an die Diener unseres gemeinsamen Herrn austeile, so ist es doch erst wenige Jahre her, da ich an geringerer Stelle diese geistliche Nahrung mit ihnen empfang. Als Bischof spreche ich zu Laien, aber ich weiß, zu wie viel künftigen Bischöfen ich rede.“

So stellt er sich durch den brüderlichen Ton seiner Rede auf die gleiche Stufe mit seinen Zuhörern, d. h. seinen Afrikanern, seinen Bewohnern von Hippo, den Pfarrkindern seiner Basilika des „Friedens“. Er bedient sich der Anspielungen und Vergleiche, die auf sie einen besonderen Eindruck machen. Da er an dem Feste der hl. Crispina, einer Blutzugin aus seiner Gegend, seine Zuhörer durch seine Homilie zu lange festgehalten hat, bittet er sie in folgenden Ausdrücken um Verzeihung:

„Denkt euch, meine Brüder, ich hätte euch eingeladen, den Geburtstag der seligen Crispina zu feiern und das Festmahl über die Maßen ausgedehnt. Konnte ein gleiches euch nicht zustoßen, wenn ein Kriegsmann euch zum Mahle geladen und euch vermocht hätte, mehr, als recht ist, zu trinken? Lasset mich ebenso handeln hinsichtlich des Wortes Gottes, von dem ihr auch berauscht und gesättigt werden müßt.“

Wie die Geburts- und Tauffestlichkeiten, so müssen auch die Hochzeitsfeste mit Spiel und Tanz und mit Sang, dessen Inhalt schauspielerisch dargestellt wird, ihm lebendige Allegorien bieten. Und doch, wie elend sind alle diese irdischen Vergnügungen! „In dem Hause Gottes herrscht beständiger Festestrubel.“

In den Erklärungen der Psalmen begegnen uns auf Schritt und Tritt ähnliche Vergleiche und Parabeln, wie sie auf afrikanische Leser Eindruck zu machen vermögen. Tausend Einzelheiten, die dem täglichen Leben Nordafrikas entlehnt sind, verleihen den Exegesen des Bischofs von Hippo malerische Kraft. Die Pferde und

Maultiere, die sich bäumen, wenn man ihnen ein Heilmittel beibringen will; die eigensinnigen und boshaften Esel, die durch die engen Gäßchen traben, die Mosquitos mit ihren empfindlichen Stichen, die Fliegen, die in wimmelnden Massen auf dem Tische und an den Wänden gleichsam kleben, die Taranteln, die an den Balken dahin laufen, die Hasen, die plötzlich unter den Hufen der Reittiere in den numidischen Ebenen aufspringen, die Krankheiten, die dort herrschen, die Zaubermittel, die man trägt, und die Verbindungen zwischen Kaufleuten und Reedern, welche dieses seefahrende Volk zeitigt. Auch die Tagesereignisse finden ihr Echo in seinen Predigten. Wenn Spiele im Zirkus oder in der Arena viele vom Gottesdienste fernhalten, so ruft er aus: „Um so besser, da werde ich meiner Brust Ruhe vergönnen.“ Führt man das Meer dort in großartigem Bilde vor, so ruft er aus: „Wir werden unsern Hafen in Jesu Christo haben.“ Singen und tanzen jüdische Frauen am Sabbat in der Nähe des Gotteshauses, so sagt er: „Die würden weit besser daran tun, zu arbeiten und Wolle zu spinnen.“ So bespricht er auch vor seinen Zuhörern große Weltvorgänge wie die Einnahme und Plünderung Roms durch Alarich oder ein Erdbeben in Jerusalem.

Alles das folgt aufeinander in lebhaften Bildern, ohne anscheinende Ordnung. Von einer Einteilung in zwei oder drei Punkte, wobei er seinen Stoff wissenschaftlich gliederte, kann dabei keine Rede sein. Ob er nun über die Psalmen oder die Evangelien redet, seine Homilien sind nur Erklärungen der Hl. Schrift, die er teils im Wortsinn versteht, teils bildlich deutet. Oft verliert er sich dabei in übertriebene Haarspaltereien, in grammatischen Spitzfindigkeiten, so daß wir uns wundern müssen, daß seine Zuhörer alles das, dazu noch stehend, über sich ergehen ließen, ohne davonzulaufen. Dann aber kommt plötzlich wieder ein so gewaltiger

oratorischer Wirbelwind, daß all diese pedantischen, schulmeisterlichen Erörterungen wie im Sturm weggefegt werden. Gewisse Gemeinplätze liebt Augustinus besonders, sowie auch dies oder jenes Buch der Hl. Schrift, z. B. das Hohelied und das Evangelium Johannis. Das erstere zieht in ihm den Mystiker der Liebe an, das zweite den Verstandesmenschen. Den Psalmenvers: „Ich habe dich vor dem Morgensterne erzeugt“, stellt er dem Anfange des Evangeliums Johannis gegenüber: „Im Anfange war das Wort.“ — Immer wieder kommt er auf die Schönheit Christi zu sprechen. „Du übertriffst an Schönheit die schönsten der Menschenkinder“, und mit dem Psalmisten sagt er: „Herr, ich habe gesucht, Dein Antlitz zu schauen.“ Und von Begeisterung getragen fügt der Redner hinzu: „Ein herrliches Wort! Nichts Göttlicheres konnte gesagt werden. Diejenigen fühlen das, die wahrhaft lieben.“

Desgleichen ist die Menschenfreundlichkeit Gottes eins seiner Lieblingsthemen. „Sehet und kostet, wie süß der Herr ist.“ Nichts kommt der Lust dieser Betrachtung, dieses Lebens in Gott gleich. „Möge euer Leben ein ununterbrochener Gesang sein! . . . Wir singen nicht nur mit der Stimme und den Lippen, wenn wir ein Lied erklingen lassen, sondern es gibt in uns einen inneren Gesang, weil es auch in uns jemand gibt, der auf uns lauscht.“

Um aber dieses harmonische göttliche Leben zu leben, muß man aus sich herausgehen und voll und ganz sich zur christlichen Nächstenliebe emporschwingen. „Warum“, so ruft Augustinus aus, „tragt ihr Bedenken, euch zu verschenken aus Furcht, euch zu verlieren. Im Gegenteil, wenn ihr euch nicht verschenkt, dann verlieret ihr euch . . . Dein Herz war nicht glücklich, als es von dir abhing, als es dir gehörte, denn es war verstrickt in nichtssagende Dinge, in unreine und verderbliche Liebe. Daraus mußst du dein Herz

lösen. Wozu es aber erheben? Wohin es vergeben? Gib mir dein Herz, spricht die ewige Weisheit, mir gehöre es, und es wird dir für immer angehören!“

Nach dem Sange der Liebe kam der der Auferstehung. „Singet mir ein neues Lied.“ Augustinus wiederholt diese Worte über- und überoft. Den Seelen, die sich nach der Ewigkeit sehnten, rief die Kirche zu: „Ich sage euch in Wahrheit, ihr werdet von den Toten auferstehen! Auferstehung des Leibes, Auferstehung der Seele, ihr werdet voll und ganz auferstehen!“ Kein Dogma ist leidenschaftlicher von Augustinus erörtert worden. Keins gefiel den Gläubigen jener Zeit mehr. Sie forderten unaufhörlich, daß man sie festige in der Gewißheit der Unsterblichkeit und des brüderlichen Wiedersehens in Gott.

Mit welch' unerschrockener Fröhlichkeit stieg er empor, dieser Sang von der Unsterblichkeit in diesen hellen afrikanischen Basiliken, die in ihrem strahlenden Schmuckwerk von Mosaiken und tausendfarbigem Marmor prangten! Und welch' kindlich vertrauensvolle Sprache redeten die sinnbildlichen Gestalten, welche ihre Wände bevölkerten — die Lämmer, die unter Asphodelbüschen weideten, die Tauben und die grünen Bäume des Paradieses! Wie in den Parabeln des Evangeliums wurden die Vöglein des Himmels und des Hofes, die Früchte der Erde die Verkörperungen der christlichen Tugenden und Wahrheiten. Ihre gereinigten Formen begleiteten den Menschen bei seinem Aufstiege zu Gott. Um die mystischen Chrismen rankten die Blumengewinde der Zitronen, Birnen und Granaten. Hähne, Enten, Rebhühner und Flamingos suchten ihre Nahrung auf den paradiesischen Weiden, welche die Wände der Kirchen und die der Wandelhallen auf den Gottesäckern als Gemälde schmückten.

So waren die Basiliken der christlichen Frühzeit wahrhaft die Tempel der Auferstehung, in denen alle

Geschöpfe der aus den Gewässern geretteten Arche ihre Zuflucht gefunden hatten. Niemals sollte in den folgenden Jahrhunderten die Menschheit mehr jene kindlichreine Freude kennen lernen, über den Tod obgesiegt zu haben, jene jugendliche Hoffnungsfröhlichkeit.

20. Die Last des bischöflichen Amtes.

Eine der schönsten Seiten im Charakter des hl. Augustinus ist seine Liebenswürdigkeit — das Wort im besten Sinne verstanden. Er ist liebenswert im Sinne der Welt, liebenswert im Geiste Christi.

Will man in dieser Hinsicht über ihn urteilen, so muß man ihn verfolgen in seinen Beziehungen zu seinen Schäflein, zu denen, mit welchen er Briefe wechselt, wie auch zu denen, die er angreift, den erbittertsten Gegnern des Glaubens. Predigt, Verwaltung, Rechtspflege stellen nur einen Teil der bischöflichen Tätigkeit dar, unter welcher er so geseufzt hat. Er mußte außerdem lehren, taufen, die frommen Seelen leiten, die Gläubigen gegen den Irrtum schützen und gegen alle diejenigen das Schwert des Wortes führen, die die Kirche bedrohten.

Alle diese Obliegenheiten vollzieht er, so gut er nur kann, mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit und Liebe, wie schwer sie ihm auch wurden. Am liebsten hätte er sich dem Studium der Hl. Schrift und der Betrachtung der Glaubenssätze gewidmet, weil er sie für so überaus notwendig für diejenigen hielt, welche das Wort Gottes verkündigen. Die meisten Priester der damaligen Zeit gelangten zu ihrer Würde ohne vorherige Vorbereitung. Sie mußten diesem Mangel, so gut und so schnell es ging, abhelfen. Man steht nun staunend vor der gewaltigen Arbeit, die Augustinus in kurzer Zeit leistete, denn bald beherrscht er das ganze exegetische und theologische Wissen seiner Zeit.

Trotzdem wies er keine seiner Obliegenheiten von sich. Gleich dem letzten unserer heutigen Dorfpfarrer

führte er die Kinder zu den hl. Sakramenten, wobei er sich als ein Muster für alle Zeiten erwies. Dabei zog er nicht etwa die Gebildeten oder die mit Glücksgütern Gesegneten vor, sondern widmete sich allen mit der gleichen Hingabe. Allen aber paßte er sorgfältig, je nach dem Charakter eines jeden, seine Ermahnungen und Unterweisungen an. Die größten Schwierigkeiten unter seinen Katechumenen boten ihm, obschon seine Menschenkenntnis sich besonders über sie erstreckte, die Rhetoren und Grammatiker, weil sie von Eitelkeit und geistigem Hochmut erfüllt waren. Sie mußte er immer zunächst zur Demut bekehren.

Wie für die Seelen, so sorgt er auch in körperlicher Hinsicht für die Seinen. Sieht er, daß sie müde sind, so läßt er sie sich setzen; zeigen sie durch Gähnen, daß sie nicht bei der Sache sind, dann sucht er ihre Aufmerksamkeit zu fesseln; sind sie traurig, dann weiß er sie zu freudiger Hoffnung zu stimmen durch den Hinweis auf Christi sühnenden Tod und seine Auferstehung. So gewann er seine Katechumenen, hielt sie fest und führte sie zum Taufbecken, an dem er sie durch väterliche Ermahnungen im hl. Glauben stärkte.

Wie ist er verwandelt! Der einstige Gast des Romanianus und des Manlius Theodorus, der sich auf Jagden vergnügte oder sich angesichts des Comer-Sees und der schneebedeckten Alpen in literarischen, künstlerischen und philosophischen Fragen erging, ist jetzt der teilnehmende Freund der Sklaven, Bauern und Seelente, in deren Gesellschaft er gern weilt. Und man glaube nur nicht, daß diese Liebe zu den Kleinen, Mühseligen und Unterdrückten ihm angeboren gewesen sei. Nur durch heldenhafte Tugend war er, von Gottes Gnade unterstützt, dazu gelangt.

Ganz außerordentlich ist auch, was Augustinus geleistet hat als Seelenberater, als Bekämpfer der Trunksucht, der Schwelgerei und Schlemmerei und der

Unreinheit in all' ihren Verzweigungen. Dabei war er in manchen Fällen nicht bloß als Seelenarzt tätig, noch auch bloß für die niederen Klassen, sondern ebenso für die höheren Stände. Das war eine besonders schwierige Aufgabe, da es sich vielfach darum handelte, Leute, die bislang verstockte Heiden gewesen waren, zu einer christlichen Lebensführung zu bringen. Aus den Briefen, die er in dieser Angelegenheit schrieb, und die sich oft zu langen Abhandlungen auswuchsen, kann man einen tiefen Einblick in die damaligen Sitten tun. Während die Ehemänner für sich das Recht der freien Liebe in Anspruch nahmen, bestrafte sie den Ehebruch der Frauen mit dem Tode. Um geringfügiger Kleinigkeiten willen schickten sie ihnen den Scheidebrief. Man kann sich denken, wie oft in schwierigen Fällen der Bischof um seine Entscheidung angegangen wurde. Kann z. B. einer, dessen Ehe nach heidnischem Gesetze geschieden worden ist, und der sich dann wieder verheiratet hat, zur Taufe zugelassen werden? Daß Augustinus bei all solchen Fragen die Unauflöslichkeit der Ehe hochhielt, versteht sich wohl von selbst. Auch Fragen anderer Gebiete werden ihm natürlich vorgelegt, z. B., ob man Verträge mit Kameltreibern oder sonstigen Beförderern von Gütern eingehen dürfe, wenn diese bei ihren Göttern schwören, daß sie den Kontrakt halten würden. Fern von Schlaffheit ebenso sehr wie von übertriebener Strenge entschied Augustinus alle derartigen Fragen nach dem Grundsatz, daß bei Beurteilung der Sünde allein der Wille, die Zustimmung zu dem als unerlaubt Erkannten den Ausschlag gebe. Aber immerhin war das in jener noch stark von Heiden durchsetzten Gesellschaft nicht so leicht.

Schwerer war es oft noch, die Frommen zu leiten und auf dem richtigen Wege zu erhalten: Witwer und Witwen, die unverheiratet zu bleiben gelobt hatten und von dem Gelübde gelöst werden wollten; geweihte Jung-

frauen, die ein zu weltliches Leben führten; Nonnen, die sich gegen ihre Oberin auflehnten; Mönche, ehemalige Sklaven, welche ihre Arbeit nicht verrichten wollten; verheiratete Frauen, die ohne den Willen der Männer Hab und Gut an die Armen verschenkten; Jungfrauen oder Nonnen, welche die Ehe verachteten oder verurteilten. Dann fromme Seelen, die schon hienieden Gott gleichsam von Angesicht zu Angesicht schauen, über alle kleinsten Punkte der Glaubenssätze volle Klarheit haben, alles aufhellen, genau wissen wollten, wie wir auferstehen. Augustinus, der so viele andere Sorgen im Kopfe hatte, beklagte sich freilich darüber, daß man ihn so leichtfertig seinen Studien entreiße, sucht aber doch in Liebe jede Frage zu beantworten.

Aber nicht bloß mündlich geschah das, sondern auch schriftlich in Briefen, die alle Klassen der Gesellschaft von den höchsten Staats- und kirchlichen Würdenträgern, den Inhabern hochadeliger Namen bis zu den schlichtesten Leuten, ja, Sklaven umfassen. Und alle Antworten sind nicht leicht hingeworfen, um eine lästige Pflicht zu erledigen, sondern voll wohlüberlegten Inhalts und wertvoller Ratschläge. Manche sind für die Öffentlichkeit bestimmt, wahre Hirtenbriefe; in ihnen tritt, bei allem ernsten Tone, der wissenschaftlich gebildete Weltmann hervor. In ihnen teilt Augustinus, gemäß der damaligen Sitte, die übertriebensten Ausdrücke des Lobes und der Bewunderung aus und empfängt sie auch von der Gegenseite. Wenn wir die Briefe lesen, die er mit Paulin von Nola ¹⁾ austauschte, so

¹⁾ Dieser war geboren 353 n. Chr. in Bordeaux als Sprößling einer reichen senatorischen Familie, war Schüler des Dichters Ausonius (310—390; Dichter der Mosella) und vermählte sich mit einer reichbegüterten spanischen Erbin. Infolge eines Lob- und Preisgesanges auf Theodosius gelangte er zu hohen Ehrenstellen. Nach seiner Bekehrung zum Christentum verkaufte er seine heimatlichen Güter und zog sich mit seiner Gattin in die Einsamkeit zurück. Nach dem Tode seines einzigen Kindes

glauben wir uns in die Zeiten der französischen Präzisen versetzt. Einem gewissen Audax, der ihn, „das Orakel des Gesetzes“, in Versen bittet, auf ihn „den Tau seines göttlichen Wortes fallen zu lassen“, gibt er seine huldigenden Worte zurück, bemerkt jedoch dabei, daß sein fünfter Vers sieben Füße habe. Wahrscheinlich habe jener prüfen wollen, ob er noch imstande sei, derartige Dinge zu beurteilen. Neben solchen und ähnlichen literarischen oder gelehrten Briefen hat er uns andere hinterlassen, die uns durch ihre rein menschlich sympathischen Züge anziehen. Z. B. ein solcher an eine junge Karthagerin, namens Sapida, die ihm eine Tunika übersendet, die sie für einen Bruder gestickt hatte, der ihr aber durch den Tod entrissen worden war; die Annahme dieses Gewandes würde für sie ein großer Trost sein. Er nimmt in einem lebenswürdigen Briefe die Schenkung nicht nur an, sondern trägt sie auch schon, wie er bemerkt. Dann ermahnt er Sapida mit schönen Worten zur Ergebung in Gottes hl. Willen und zur Hoffnung und fügt seinem Briefe einen Schluß an, der zu einem wahren Hohenliede auf die Auferstehung wird.

Dieser so umfangreiche Briefwechsel aber ist nichts im Vergleich mit seinen schier unzähligen dogmatischen Abhandlungen oder Kampfschriften. Das war sein Lebenswerk; durch sie ist er namentlich auf die Nachwelt gekommen. Der Theologe und Verfasser von Kampfschriften hat schließlich der Nachwelt sein menschliches Bildnis verhüllt. In der neuesten Zeit zieht uns der Mensch Augustinus ebenso sehr, ja, vielleicht mehr an als sein Werk. Das würde wahrscheinlich seine Zustimmung nicht gefunden haben. Er zog sicher

verzog er nach Nola in Kampanien, wo er große Güter besaß. Hier übte er eine reiche Nächstenliebe aus, wurde Priester und dann (409—431) Bischof dieser Stadt. — Als Dichter zeichnet er sich aus durch Schwung der Gedanken und Adel der Empfindung.

seine Abhandlungen über die Gnade seinen „Bekenntnissen“ vor. Studieren, die Hl. Schrift auslegen und erklären, aus ihr die Definition der Glaubenssätze gewinnen, das sah er als die beste Verwendung seines Geistes, als die wichtigste Aufgabe des Bischofs an. Glauben, um zu verstehen, verstehen, um besser zu glauben, das ist ein endloser Drang des Verstandes, der von dem Glauben zu Gott und von Gott zum Glauben gelangt. In diese große Arbeit stürzt er sich ohne auch nur den Schatten literarischer Befangenheit, mit völliger Verleugnung seiner eigenen Geschmacksrichtungen und persönlichen Meinungen. Sich selber vergißt er völlig.

Man hält dem vielleicht die Bekenntnisse entgegen, die er gleich nach seiner Erhebung auf den Bischofsstuhl schrieb. Aber die versteht man oft in ihrer Absicht ganz falsch. Er schrieb sie, um sich gegen die Verleumdungen zu verteidigen, die man über sein Verhalten verbreitet hatte. Er gesteht darin freimütig seine Fehler, Verirrungen und Irrwege ein, nicht aber, um sie zu entschuldigen, sondern um Gott in dankbarer Gesinnung eine Huldigung darzubringen für die unendlich gnädige Führung, durch die er ihn wieder an sich gezogen hatte. Was er also bekennt, das ist weniger die Schmach seiner Sünden, als den Ruhm des Allerhöchsten, dessen Güte und Erbarmung er preist.

Nach der Vollendung dieses Buches hat Augustinus nur noch an die Verteidigung der Wahrheit und der Kirche, an den Kampf gegen ihre Feinde gedacht, besonders gegen die Manichäer, Arianer, Pelagianer und Donatisten. Kein Irrtum, den er nicht widerlegte, keine Schmähschrift, die er nicht beantwortete. So steht er immer mit Kraft und Wachsamkeit auf der hohen Umwallung der Feste. Dabei entfaltete er Beredsamkeit und christliche Liebe und eine Geduld und Beharrlichkeit, die durch nichts entmutigt werden konnte. Daher

die vielen Wiederholungen in seinen Schriften, zu denen die Hartnäckigkeit seiner Gegner ihn zwang. Wenn die Wahrheit in Gefahr stand, durfte er nicht schweigen.

In Afrika und sonstwo spottete man über seine Schreibseligkeit, ja, er selbst erschrickt in seinen „Retractationes“ über die Zahl seiner Schriften. Den Donatisten gegenüber, die ihm scherzend das Schriftwort zuriefen: „Wehe den Vielredenden“, antwortete er im Aufblick zu Gott: „Wehe denen, die über Dich schweigen!“; denn Schweigen war unter den damaligen Verhältnissen seiner Ansicht nach eine Feigheit. Im übrigen fügte er hinzu: „Man mag mir glauben oder nicht: ich würde mich lieber mit dem Lesen von Büchern beschäftigen als mit ihrer Abfassung.“ Im übrigen tritt an mehr als einer Stelle seiner Schriften seine Bescheidenheit und Demut hervor und zwar Gott gegenüber sowohl wie seinen Mitmenschen gegenüber. Und seinen Diözesanen predigt er Duldsamkeit und christliche Liebe gegen Andersgläubige. Er will nicht, daß sie an den Donatisten die Verfolgungen rächen, die ihnen widerfahren sind, sondern eifrig für sie beten, damit sie zur Wahrheit gelangen. Und seinen Priestern empfiehlt er, den Juden mit Liebe und Menschenfreundlichkeit zu predigen, „weil auch sie ein abgebrochener Zweig von dem Baume Christi seien“.

Diese Liebe und Mäßigung schädigt durchaus nicht seine Charakterfestigkeit. Das zeigt der Streit, in den er mit dem hl. Hieronymus geriet betreffs einer Stelle aus dem Galaterbriefe und der neuen Bibelübersetzung, die der Einsiedler von Bethlehem unternommen hatte. In jener Stelle sah dieser letztere eine „Finte“ oder, wie Augustinus es nannte, eine „Lüge“ des Apostels. Was sollte dann aus der Wahrheit des Evangeliums werden, wenn der Apostel an der fraglichen Stelle „gelogen“ hatte?! Öffnete das nicht den Auslegungskünsten und der Willkür der Irrlehrer Tür und Tor, die manche

Verse und auch ganze Teile der Bibel, die mit ihren Lehren im Widerspruch standen, als gefälscht oder eingeschoben verwarfen?

Und die neue Bibelübersetzung brachte Verwirrung in die afrikanische Kirche, die an die alte Übersetzung der Septuaginta gewöhnt war. Die Unstimmigkeiten, die Hieronymus als in der alten Übersetzung vorhanden bezeichnet hatte, verleiteten die Gläubigen zu dem Argwohn, als sei die ganze Hl. Schrift von falschen Stellen durchsetzt. Aus durchaus lobenswerten Gründen vorsichtiger Klugheit also verteidigte Augustinus in dieser doppelten Angelegenheit zugleich den bisherigen Glauben und die Überlieferung.

Hieronymus antwortete in einem überaus derben beleidigenden Tone, indem er Augustinus Eifersucht und das Streben vorwarf, sich auf seine Kosten wissenschaftlichen Ruf zu verschaffen. Seinem jüngeren und geschmeidigeren Gegner gegenüber nahm er die Haltung eines alten Kämpfers an, der aber noch immer imstande ist, jeden zu zermalmen, der es wagt, ihn anzugreifen. Er ruft ihm das drohende Wort zu: „Der müde Ochs steht nur um so fester auf seinen vier Beinen.“

Augustinus hielt trotzdem seine Meinung aufrecht und beschränkte sich darauf, freundlich zu antworten: „Was auch immer ich sage, ich bin stets bereit, brüderlich Deine Bemerkungen hinzunehmen betreffs dessen, was Dich verletzen könnte und Deinen Ansichten in meinen Schriften entgegen ist; ich bitte Dich sogar inständigst um Deine Ratschläge.“

21. Augustinus im Streit mit den „brüllenden Löwen“

Als Augustinus eines Tages erfahren hatte, daß ein Ansiedler aus der Nähe von Hippo seine Tochter, die sich von den Donatisten unter die Zahl der geweihten

Jungfrauen hatte einreihen lassen, geschlagen habe, begab er sich selbst zu ihm, um die Sache zu ordnen. Er wollte nämlich das junge Mädchen nur wiederaufnehmen, wenn sie sich freiwillig dazu entschlösse, weil er jede gewalttätige „Bekehrung“ verurteilte. Auf dem Gute einer Katholikin, über das er gehen mußte, rief ein donatistischer Priester ihm und seinen Begleitern zu: „Nieder mit den Verrätern! Nieder mit den Verfolgern!“ Ähnliche Fluchworte spie er auch gegen die Eigentümerin des Feldes aus, auf dem Augustinus sich mit seinem Gefolge eben befand. Augustinus enthielt sich der Gegenrede und gebot auch seinem Geleite, sich jeder Gegenwehr zu enthalten.

Solche Fälle kamen fast täglich vor. Um die gleiche Zeit hatte Augustinus einem bösen Menschen Vorstellungen zu machen, weil er seine alte Mutter schlug. Es nützte nichts, ja, um sich an seinem Bischof zu rächen, ging jener Mann zu den Donatisten über, die ihn in ihrer Basilika mit großem Gepränge von neuem taufte. Als Augustinus sich bei dem donatistischen Bischof Prokulejanus darüber beschwerte, daß ein solcher Mann öffentlich acht Tage lang wie ein Muster der Unschuld und Reinheit mit weißen Kleidern angetan spazieren ginge, erhielt er überhaupt keine Antwort.

Das waren verhältnismäßig harmlose Vorfälle, verglichen mit den Quälereien, welche die Donatisten täglich ihren Gegnern antaten. Die katholischen Ansiedler wurden immerfort auf ihren Gütern geplündert und ausgeraubt, ihre Häuser in Brand gesteckt durch terroristische Mordgesellen von einem Ende Numidiens bis zum andern. Sie nannten sich selbst die Gewaltstreiter Christi, wurden aber von den Katholiken die „Circumcellionen“, d. h. die Kellerdurchstöberer genannt. Wenn die Landleute einen Heu- oder Kornschuber aufflammen sahen, wußten sie, daß die Donatisten nicht weit waren. Und bald tauchten sie auf, von wildwütigen Weibern

begleitet, mit denen sie auf den Trümmern, die sie schufen, ausschweifende Feste feierten. Ihr gotteslästerlicher Ruf lautete dabei: „Deo laudes: Gott sei gepriesen!“ „Euer Ruf“, so sagte Augustinus zu ihnen, „wird von den unsrigen mehr gefürchtet als das Brüllen der Löwen.“

Man mußte sich gegen solche Gewalttaten zur Wehr setzen. Die Donatisten aber erklärten den katholischen Bischöfen: „Wir lassen uns auf keine Erörterungen ein. Wenn ihr gute Hirten seid, so schweiget.“

Augustinus aber war nicht der Mann, zu solchen Dingen zu schweigen. Nicht um die kleinen örtlichen Zwistigkeiten handelte es sich für ihn. Er hatte einen weiten Blick und schaute daher über die Grenzen seiner Diözese hinaus. In fast ganz Afrika hatten die Donatisten die Oberhand; neben dem katholischen Primas hatte ihre Richtung einen eigenen Primas in Karthago, ja, nach Rom selbst hatten sie einen Papst ihrer Richtung gesandt. Der afrikanischen Kirche drohte von ihrer Seite eine ungeheure Gefahr, und so entschloß sich Augustinus schon zu der Zeit, als er noch schlichter Priester war, all seine Kräfte für die Kirche einzusetzen. So führte er denn einen unaufhörlichen, unerschrockenen Kampf. Den Frieden und die katholische Einheit wiederherzustellen, das war die Hauptarbeit seines Episkopates.

Wer waren denn nun eigentlich diese Donatisten, von denen schon bislang so viel die Rede gewesen ist? Gleich nach der diokletianischen Verfolgung trat diese Sekte ins Leben und verbreitete sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Schon während jener Verfolgung hatte man ein Sinken und Nachlassen der moralischen Standhaftigkeit der afrikanischen Kirche feststellen können. Viele Laien fielen ab; Priester und selbst Bischöfe überlieferten den heidnischen Behörden außer allem, was

man beim Gottesdienste gebrauchte, die heiligen Bücher und kirchlichen Archive. Numidien und vor allem Konstantine zeichneten sich dabei besonders aus. Die öffentliche Meinung brandmarkte diejenigen, die schwach geworden waren und den Heiden die heiligen Bücher überliefert hatten, mit dem Namen „traditores“ oder Verräter.

Als die Gefahr vorüber war, wollten die Numidier, deren Verhalten so unvorteilhaft gewesen war, sich durch Kühnheit hervortun und mit stolzer Unverschämtheit beweisen, daß sie tapferer gewesen seien als die übrigen. Gegen jeden, der ihnen, namentlich in Karthago und dem prokonsularischen Afrika, mißfiel, brachen sie in den Ruf „Verräter“ aus. Im Grunde war das eine Folge der althergebrachten Feindschaft zwischen dem östlichen und westlichen Afrika.

Als unter der Regierung Konstantins der Friede wiedergekehrt war und es sich darum handelte, einen neuen Bischof von Karthago zu wählen, da war der Erzdiakon Cäcilianus vorgeschlagen worden und hatte sich zur Wahl gestellt. Er war regelrecht gewählt und von drei Bischöfen aus der Umgegend von Karthago geweiht worden. Hatten schon vor seiner Wahl seine Gegner — wir würden sie heute Integralisten nennen — erklärt, er sei ein Verräter, denn er habe im Einklang mit seinem Bischof die heiligen Bücher zum Verbrennen ausgeliefert, so wurde das Geschrei gegen ihn noch größer, als er einer überspannten spanischen Frömmlerin von großem Reichtum gewisse seltsame Übungen als abergläubisch verboten hatte. Sie trug nämlich einen Knochen von einem kirchlich nicht anerkannten Martyrer ständig bei sich und küßte ihn vor dem Empfang der hl. Kommunion in auffälliger Weise. Für jenes Verbot verfolgte sie den Cäcilianus mit ihrem Zorne, erneuerte die früheren Anklagen und fügte die neue hinzu: auch einer der Bischöfe, die ihn geweiht

hätten, sei ein „traditor“ gewesen; seine Weihe sei daher ungültig. Sie erkaufte eine Anzahl der zu einem Konzil berufenen Bischöfe, so daß Cäcilianus abgesetzt und ein Diakon statt seiner zum Bischof ernannt wurde. An seine Stelle trat bald Donat, ein intelligenter und tatkräftiger Mann, der den Widerstand so geschickt aufbaute und belebte und die Gesinnung der Sekte dermaßen verkörperte, daß er ihr seinen Namen verlieh. Von nun an hießen die Anhänger dieser Richtung Donatisten. Aber Cäcilianus hatte den Papst und den Kaiser nebst seiner Regierung für sich, die beide ihn als rechtmäßig erwählt und geweiht anerkannten. Er wies außerdem nach, daß alle gegen ihn erhobenen Anklagen grundlos seien und daß nicht einer der Bischöfe, die ihn geweiht hatten, ein Verräter sei. Von Konstantin, an den die Donatisten sich wandten, sowie von den Kirchenversammlungen in Rom und Arles wurden sie abgewiesen. Die letztere entschied insbesondere auch, daß die Unwürdigkeit desjenigen, der ein Sakrament erteile, dieses nicht ungültig mache. Das galt den Donatisten als abscheuliche Häresie. Daher auch die Wiedertaufe derjenigen, welche schon von den Katholiken getauft worden waren.

Mit der rein theologischen Seite dieser Angelegenheit verwickelte sich noch die materielle. Da die Donatisten sich von der Kirche lossagten, so hätten ihre Bischöfe nicht nur auf ihren Titel verzichten, sondern auch ihre Kirchen, Klöster, frommen Anstalten sowie allen kirchlichen Besitz an die katholische Kirche zurückerstatten müssen. Wenn selbst der Bischof uneigennützig genug gewesen wäre, das zu tun, so hätten sich seinem Willen alle diejenigen widersetzt, die von der Kirche lebten, seine Schutzbefohlenen und alle, die auf seinen Gütern lebten. Dazu kam noch, daß der Geist des Zwiespalts immer in Nordafrika so sehr geherrscht hatte, daß er den Bewohnern dieses Landes geradezu

ein Bedürfnis war, sich in einander feindliche Genossenschaften zu spalten.

So war der Donatismus weniger eine Häresie als ein Schisma. Seine einzige abweichende Lehre war, daß die Gültigkeit eines Sakramentes abhinge von der Würdigkeit desjenigen, der es austeilte. Sonst beschränkten sie sich auf den Anspruch, daß sie die wahre Kirche seien, daß alle Basiliken, Kirchen und kirchliches Eigentum ihnen zukäme und zum Teil ihnen von den Katholiken widerrechtlich vorenthalten würde. Daraus entsprang dann bald auch der wilde Kampf gegen das Privateigentum der letzteren, der alle Unzufriedenen und Unruhistifer auf ihre Seite führte. Die leitenden Kreise aber taten so, als ob auf ihrer Seite die höhere Achtung vor der mündlichen Überlieferung vorhanden, sie die Sittenstrengen und Reinen seien. Kurz, sie waren eine Art von Puritanern der christlichen Frühzeit.

Der oben erwähnten Neigung zu Spaltungen entsprach es, daß der Donatismus sich bald wieder in mehrere Richtungen schied, die sich gegenseitig befehdeten und exkommunizierten. Neben den orthodoxen Donatisten, die hauptsächlich in Südnumidien saßen, gab es z. B. im Byzanzenum und Tripolitanien Maximianisten und in Mauretanien Rogatisten.

Vor einem Irrtum muß man sich hüten. Die Donatisten wollten nicht Nordafrika vom römischen Reiche losreißen; wohl aber wollten sie, im geistlichen wie im weltlichen Sinne sich möglichst unabhängig von den Vertretern Roms machen. Darum fanden sie auch unter den Eingeborenen, welche die römische Sprache gar nicht oder nur wenig kannten, die meisten Anhänger. Sie besonders wollten bei sich zu Hause die Herren sowohl über ihren Glauben wie über ihr Hab und Gut sein. Mit den Hussiten

der neueren Kirchengeschichte haben sie mancherlei Verwandtes.

So etwa stand es um die afrikanische Kirche, als Augustinus zum Bischof von Hippo ernannt worden war. Er überschaute die Lage sogleich mit seiner Klar-sichtigkeit, seinem festen, gesunden Menschenverstande, seinem weiten Blick als römischer Bürger, der sich von der Enge der Kirchturmsinteressen freigemacht hatte, mit seinem christlichen Idealismus, der erhaben war über materielle Erwägungen, Wie? die katholische Kirche sollte herabgewürdigt werden zu einer afrikanischen Religion, zu einer Sekte, die sich elendiglich anklammerte an den Buchstaben einer rein örtlichen Überlieferung? Darum war Christus vom Himmel herniedergestiegen und am Kreuzesholze gestorben, um über einen kleinen Erdenwinkel zu herrschen? Nein, sein Tod galt der ganzen Welt, und die Kirche soll den Erdkreis umfassen. Und was sollte aus der christlichen Liebe werden bei dieser Sekte, die nichts anderes kannte als sich und nationale Sonderheiten? Ohne die Liebe, die allumfassende Liebe aber ist der Glaube tot.

Augustinus erriet auch die Folgen der geistigen Scheidung, ja, hatte sie schon vor Augen. Die Kirche ist nicht allein die Quelle der Liebe, sondern auch der tieferen Einsicht. Von ihr abgeschnitten mußte der Donatismus verkümmern als ein vom Baume gelöster Zweig, wie er in seinem Wirken arm an Liebe wurde. Verbohrter Eigensinn, Enge des Blickes, Einsichtslosigkeit, fanatische Grausamkeit, das waren die Früchte des Schismas. Augustinus, der die rohe Ungebildetheit seiner Gegner und zwar selbst der verhältnismäßig gebildetsten kannte, fragte sich voll Angst, was aus der afrikanischen Kirche werden würde, wenn sie den Zusammenhang mit der römischen Kultur ebenso wie mit all den überseeischen christlichen Kirchen verlöre.

Zudem kannte er die Eigenheit seiner Landsleute; er

wußte, daß die Donatisten sich untereinander zerreißen würden, wenn sie allein als schließliche Sieger übrig blieben. Schon seit fast 100 Jahren verheerten und verwüsteten sie Afrika. Sie würden es bald ganz der Barbarei wieder überliefern. So war sich Augustinus bewußt, daß er im Kampfe für die religiöse Einheit auch für das Reich und die Gesittung kämpfe. Aber wie sollte er für seine hl. Sache eintreten?

Für ihn als redegewandten und -begabten Mann, der zudem das ganze weltliche wie geistliche Wissen seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, lag die Predigt als Waffe am nächsten, und er ließ es wahrlich an eindringlicher Verkündigung des Wortes Gottes nicht fehlen. Durch sie war er den Gegnern am meisten überlegen und hielt auch manche, die zum Abfall neigten, zurück. Aber die Menge war so nicht zu fassen. Sie waren Donatisten wie sie Numidier und Afrikaner waren; um die Wahrheit kümmerten sie sich nicht. Ihre Väter waren schon Donatisten gewesen, ihre Nachbarn, ihre Herren, ihre Prinzipale waren es noch, und nicht bloß die Sklaven, Ackerbauern und Handwerker, sondern auch Gebildete antworteten: „Wenn ein Schisma stattgefunden hat, wir wissen gar nichts davon.“ Die theologische Seite berührte sie nicht. Wenn Augustinus versucht hätte, diese vor ihnen zu behandeln, so würden sie ihn an ihre Bischöfe verwiesen haben. Die Bischöfe aber lehnten im allgemeinen jegliche Erörterung ab; kam es aber einmal zu einer solchen, dann wurde sie von den Zuhörern durch Lärm gestört, oder es war ein Streit um Worte, der die Sache nicht traf. Oder sie antworteten ironisch:

„Lasset uns doch in unserem Irrtum! Wenn wir in euren Augen verloren sind, warum sucht ihr uns? Wir wollen ja gar nicht gerettet werden . . . !“

Und sie belegten die Katholiken für die Schäflein ihrer Herde mit dem Interdikt. Die Donatisten durften

mit jenen keinerlei Gemeinschaft haben. Als Primianus, der donatistische Primas von Karthago, zu einer Besprechung eingeladen worden war, gab er zur Antwort: „Die Söhne der Märtyrer dürfen mit dem Geschlechte der Verräter nicht in Verbindung treten.“

So blieb als einziges Mittel, sich mit den Gegnern auseinanderzusetzen, die schriftliche Bekämpfung. Darin zeigte sich Augustinus unermüdlich. Gerade in den gegen die Donatisten gerichteten Abhandlungen hat er nicht gescheut, sich zu wiederholen; denn er wußte, daß er es mit tauben Ohren zu tun hatte und zwar mit solchen, die nicht hören wollten. Hundertmal nimmt er dieselben Beweisgründe wieder auf, legt den ganz unberechtigten Grund des Abfalls dar und wirft auf die Spitzfindigkeiten und Umtriebe seiner Gegner ein solches Licht, daß er auch den Verblendeten von der Wahrheit der Sache, die er vertrat, überzeugen mußte. Die Urkunden bewiesen, daß weder Cäcilianus noch einer der ihn weihenden Bischöfe ein Verräter gewesen war. Und selbst wenn das der Fall gewesen wäre — hätte es sich dann um einen Fehler der Gesamtkirche gehandelt? „Warum“, so ruft Augustinus seinen Gegnern zu, „tauft ihr also die Katholiken wieder unter dem Vorwande, ihre Priester seien Verräter und als solche unwürdig, die Sakramente zu verwalten? Ist es nicht der Opfertod Christi, nicht aber die Tugend des Priesters, welcher die Wirksamkeit der Taufe ausmacht? Wäre es anders, wozu die Erlösung? . . . Sie ist kein Vorrecht der Afrikaner allein. Als katholische muß die Kirche die Welt umfassen.“

Gegen seine machtvolle Überzeugungs- und Überredungskunst verteidigten die Donatisten sich durch — Schweigen. Sie verboten ihren Gläubigen, Augustinus' Schriften zu lesen. Ihre eigenen Schmähschriften verbargen sie vor ihm, damit er nicht darauf antworten könnte. Er aber machte sie ausfindig, widerlegte sie

und ließ seine Erwiderungen an den Wänden der Basilika anschlagen, von wo aus sie ihren Weg in die ganze römische Welt fanden.

Aber durch die schriftliche Bekämpfung seiner Gegner gelangte Augustinus nicht zum Ziele. Da auch große materielle Werte auf dem Spiele standen, und der schreckliche Haß der Donatisten immer mehr wuchs, mußte er zur Tat schreiten.

Es ging nicht anders, denn die donatistischen Bischöfe spornten zum offenen Kriege. Augustinus selbst wurde mehrmals mit dem Tode bedroht und entging ihm einmal auf einer Reise durch seinen Sprengel nur dadurch, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Sein Schüler Possidius, der damals Bischof von Gelma war, wäre beinahe in einem Hause von einem donatistischen Haufen unter Führung seines Bischofs Krispinus verbrannt worden. Sicher aber hätte er dann vor dem Hause seinen Tod gefunden, wenn Krispinus, der gerichtliche Verfolgungen wegen Mordes fürchtete, ihn nicht gerettet hätte. Maximianus, der Bischof von Bagaï, wurde in seiner Basilika durch einen Dolchstich schwer verwundet. Nachdem man alsdann die Basilika ausgeplündert und den Altar zerstört hatte, hieb man mit dessen Trümmern auf den Prälaten so heftig ein, daß er wie tot auf dem Boden liegen blieb. Die Katholiken hoben ihren Oberhirten auf, doch er wurde ihnen entrissen und von einem Turm herabgestürzt. Glücklicherweise fiel er auf einen Dunghaufen, der den Fall abschwächte, und so kam er wie durch ein Wunder mit dem Leben davon.

Das ganze wilde Treiben der Zirkumzellionen flammte von neuem auf. Waren sie verschwunden, dann kamen die donatistischen Priester und nahmen die Kirchen und das Kirchengut in Besitz. Die ersteren wurden gleichsam entseucht, die Wände und der Fußboden gereinigt, der Altar zerstört und Salz über seinen

Standort gestreut. Kurz, die Katholiken wurden wie Pestkranke behandelt.

Augustinus, dem es gemäß apostolischer Überlieferung widerstrebt hatte, in zunächst kirchlichen Dingen die weltliche Gewalt zu Hilfe zu rufen, mußte solcher Vergewaltigung gegenüber seinen Standpunkt aufgeben. Dazu trieb ihn auch das Drängen seiner bischöflichen Amtsgenossen. Kirchenversammlungen, die in Karthago zusammentraten, baten den Kaiser um Ausnahmemassregeln gegen die Donatisten, die allen Gesetzen, die man gegen sie erlassen hatte, Trotz boten. Ging man gegen sie vor, dann bewiesen sie den Richtern, die oft Heiden und daher zum Urteil unfähig waren, sie seien in der Tat Glieder der einzigen rechtgläubigen Kirche. Mit dieser Zweideutigkeit mußte ein für alle Male durch die Verurteilung des donatistischen Schismas gebrochen werden. Diese Versammlungen standen unter dem Einflusse einerseits des karthagischen Primas Aurelius und anderseits dem des Augustinus.

Dieses Vorgehen lag übrigens ganz im Sinne des römischen Staatsgedankens, der forderte, daß jeder römische Untertan an dem Kultus der Staatsreligion — und der war seit Konstantin die katholische — teilnahme. Selbst wenn demnach die Bischöfe nicht zur Klage geschritten wären, würde die kaiserliche Regierung eingeschritten sein. Aber ihr Eingreifen wurde durch das Vorgehen der Bischöfe beschleunigt und nachdrücklich gemacht.

Bevor man übrigens zur Gewalt schritt, wollte man es zum letzten Mal mit einer Versöhnung versuchen. Die Katholiken schlugen den Donatisten eine Zusammenkunft vor, wo sie ihre gegenseitigen Beschwerden prüfen wollten. Da persönliche und eigennützige Erwägungen ein Haupthindernis für ein Einvernehmen waren, so versprachen sie, daß jeder donatistische

Bischof, wenn er sich bekehrte, seinen Sitz behalten solle. Wo zwei Bischöfe, ein donatistischer und ein katholischer, sich gegenüberständen, da solle man sich ins Einvernehmen setzen, um abwechselnd ihre Diözese zu regieren. Falls sich das als unmöglich erwiese, dann solle der katholische zurücktreten. Diesen für viele seiner Mitprälaten schweren Entschluß zur Annahme zu bringen, setzte Augustinus sich voll und ganz ein. Die Versammlung fand im Juni 414 in Karthago unter dem Vorsitz des Tribunen Marcellinus statt. Wiederum sahen die Donatisten sich verurteilt, und der Kaiser Honorius reihte sie auf den Bericht seines Stellvertreters hin den Häretikern ein. Wo der Großgrundbesitzer, der ja in Nordafrika sehr häufig war, übertrat, da gingen auch alle seine auf seinen Gütern ansässigen Leute, Sklaven, Handwerker und Bauern mühelos mit ihm über und wurden dann aus reißenden Wölfen friedliche Schafe. Sonst wurden sie als Widerspenstige mit körperlichen Strafen belegt und die Kleriker zur zwangsweisen Verschickung verurteilt.

Die Wirkung dieser neuen Gesetze machte sich bald fühlbar; sie entsprach durchaus den Hoffnungen der rechtgläubigen Bischöfe. Ganze Gegenden mit ihren Bewohnern kehrten in die kirchliche Gemeinschaft zurück. Diese Bekehrung war zum guten Teil ein Werk des hl. Augustinus, der seinen Sieg aber nicht mißbrauchte, sondern der schon früher die Kleriker zur Mäßigung gemahnt hatte. „Meine Brüder! . . . liebet die Menschen, tötet die Lüge! . . . Betet für die, welche ihr zurechtweist, und denen ihr ihren Irrtum nachweist.“

Jedoch war der Sieg der Friedenspartei nicht so völlig, wie man anfangs zu glauben geneigt war. Manche Fanatiker blieben bei ihrem Widerstande. Die Greuelthaten der Zirkumzellionen lebten hier und dort wieder auf, ja, sie hatten eine neue Marter erfunden: sie füllten die Augen ihrer Opfer mit Kalk und gossen

Essig hinein. In der Umgegend von Hippo wurde der Priester Restitutus ermordet. Einem Bischof schnitt man die Zunge aus und hieb ihm die Hand ab. Während die Städte ruhig blieben, herrschte auf dem Lande oft ein wahres Schreckensregiment.

Bei den römischen Behörden, die sich bemühten, den Übeltätern scharf zu Leibe zu gehen, trat Augustinus für Milde ein. An den Tribun Marzellinus schrieb er z. B.: „Wir wollen nicht, daß die Diener Gottes gerächt werden durch Qualen, die denen ähnlich sehen, die man sie hat erdulden lassen Erfülle also, christlicher Richter, unter den heutigen Umständen die Pflicht eines Vaters und vergiß auch, da Du die Ungerechtigkeit unterdrücken mußt, die Menschlichkeit nicht.“

Diese Menschenfreundlichkeit bekundete Augustinus besonders in dem Falle des donatistischen Bischofs Emeritus von Cäsarea in Mauretanien. Er reiste dorthin im Jahre 418, sieben Jahre nach der Zusammenkunft in Karthago, im Alter von 64 Jahren und zwar im Auftrage des Papstes Zosimus. Trotz unsicherer Wege und gewaltiger Hitze legte er die mehr als 200 Wegstunden lange Reise durch die numidische Ebene und die Gebirgsgegenden des Atlas wohlbehalten zurück. Bei Deuterius, dem Metropolit von Mauretanien, stieg er ab. Es gelang ihm, den abgesetzten Bischof dazu zu bewegen, aus seinem Verstecke heraus zu ihm zu kommen. Er wurde von Augustinus auf das liebenswertigste empfangen und willigte in eine öffentliche Erörterung ein, die in der Kathedrale stattfinden sollte. Er fand sich auch ein, hüllte sich aber nach einigen ausweichenden Antworten in völliges Schweigen, aus dem auch unser gewandter Unterhändler ihn nicht herauszubringen vermochte.

So mußte Augustinus unverrichteter Dinge heimkehren. Das war gewiß für ihn eine schmerzliche

Täuschung, aber er zeigte sich nicht im geringsten empfindlich, sondern schützte den Friedensbrecher gegen das aufgeregte Volk. Er konnte trotz dieses Falles mit den Ergebnissen seines 30jährigen Kampfes zufrieden sein. Denn der Donatismus war im großen und ganzen besiegt und zwar wesentlich durch ihn. Sollte er nun endlich Ruhe finden und sich in die Betrachtung und in das Studium der Hl. Schrift vertiefen können, wie er es so lange sehnlichst gewünscht hatte? Ach nein, neue und schwerere Stürme erwarteten ihn, als er in Hippo ankam.

22. Die Plünderung Roms durch Alarich und ihre Folgen.

Im Laufe des Monats Juni 403 hatte ein außergewöhnliches Ereignis die alte Hauptstadt des Reiches tief erregt. Der junge Honorius feierte daselbst, von Stilicho begleitet, seinen Triumph über Alarich und das Heer der Goten, das bei Pollentia in die Flucht geschlagen worden war.

Ein Triumph war in jenen Zeiten ein ganz ungewohntes Vorkommnis. Desgleichen auch, daß ein Kaiser auf dem Palatin wohnte. Seit einem Jahrhundert war nur viermal sein Herr und Gebieter vorübergehend in Rom erschienen. Sonst wohnte er zuerst in Mailand und nachher in Ravenna. Mehrfaches Ersuchen des Senats hatte es nicht vermocht, den jungen Honorius nach Rom zu ziehen. Die christlichen Herrscher wurden, abgesehen von politischen Gründen, davon ferngehalten, weil die Hälfte des Volkes wie des Senates noch heidnisch war. Die jetzige Gelegenheit nun hatte die beiden feindlichen Bekenntnisse ausgesöhnt, und so schwelgte Rom in einem Freudenrausche, an dem alle teilnahmen.

Der Hof kam von Ravenna. Am Clitumnus, von wo man früher die weißen Ochsen mitnahm, die der heid-

nische Triumphator den Göttern opferte, machte man nur einen kurzen Halt. Über die flaminische Straße und die milvische Brücke erfolgte der Einzug des Kaisers an der Spitze seiner Legionen. Die Stadt bot einen neuen Anblick, da die Aurelianische Mauer im Hinblick auf eine mögliche Belagerung gründlich ausgebessert worden war. Durch die Via lata begab sich der Zug zum Palatin.

Diese Straße wie die benachbarten Gassen waren auf beiden Seiten von einer dichtgedrängten Menge gesäumt. Frauen in prächtigem Schmuck füllten die Balkone und drängten sich auf den Terrassen der Paläste. Dem Triumphwagen ging diesmal nicht, wie es früher üblich gewesen war, der Senat voraus. Stilicho hatte ihn dieser Pflicht entbunden, um sich beliebt zu machen und Hoffnungen zu wecken. Begeisterte Zurufe begrüßten ihn und den jugendlichen Kaiser, mit dem er die Ehre des Triumphwagens teilte.

Der Kaiser war mit unerhörter Pracht gekleidet, sowohl was die Stickereien seines reichen römischen Festgewandes als auch den Glanz und das Feuer der mit verschwenderischer Fülle angebrachten edlen Gesteine angeht. Hoch über der Stirne prangte das Diadem, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst. Er zählte damals 19 Jahre und machte trotz seines zu fetten, etwas weibisch erscheinenden Körpers immerhin einen kriegerischen Eindruck. Denn damals legte er noch Wert auf anstrengende körperliche Übungen. Aber er begann doch schon, an seinem ungesunden Fleische übermäßig schwer zu tragen. An jenem Tage jedoch machte er auf die Römer und besonders auf die jungen Leute noch einen vorzüglichen Eindruck.

Aber mehr noch vielleicht als den Kaiser bewunderte man das Heer, das ihm vorauszog und folgte, und das die einzige Rettung des Vaterlandes darstellte, vor allem die auserlesensten Truppen: die Reitergeschwa-

der, deren Vorbeizug ein völlig neues Schauspiel für das Volk war; die jubelnd begrüßten, ganz gepanzerten Reiter in ihren glänzenden Kettenrüstungen, die so stolz auf ihren metallgezäumten Rossen saßen, als wären sie Reiterstandbilder; die Standarten der Drachenreiter, lange Stoffschlangen, die klatschend im Winde flatterten, entlockten den Kindern laute Beifallsrufe. Die militärische Begleitmannschaft zog über das Forum und die heilige Straße, durch die Triumphbogen der alten Kaiser und machte Halt am Palaste des Septimius Severus. Dann erwartete die Menge den Honorius im Stadion. Als er auf dem Balkon der kaiserlichen Tribüne erschien, erscholl ein nicht endenwollendes Hochrufen von allen Sitzreihen. Der Kaiser, auf dessen Stirne noch sein Diadem prangte, verneigte sich vor dem Volke. Ein neuer Sturm von Beifallsrufen! Rom wußte nicht, wie es sein Glück zum Ausdruck bringen sollte, daß es endlich seinen Herrn wieder bei sich hatte.

Das war, am Vorabend furchtbarsten Unglücks, ein glorreicher Tag, voll sinnverwirrenden Stolzes und unüberwindlichen Glaubens an die Bestimmung der ewigen Stadt. Der Dichter Claudian, der auch dem kaiserlichen Gefolge angehörte, rief Rom zu: „Erhebe dich, erhebe dich, . . . du ehrwürdige Königin. Habe Vertrauen zu der Gunst der Götter! O Stadt, wirf die elende Furcht vor dem Alter von dir, du, die du ewig bist wie der Himmel.“

* * *

Und doch drohte noch immer die Gefahr von den Barbaren. Der übrigens unentschiedene Sieg von Polentia hatte zu keinem endgültigen Abschlusse geführt. Alarich stand zwar als Flüchtiger in den Alpen, aber er spähte die günstigen Umstände aus, um wieder nach Italien hinabzusteigen und dem Hofe von Ravenna Geldbewilligungen sowie Würden und Ehren abzutrotzen. Gestützt auf sein Heer von Abenteurern und

Söldnern, das gleich ihm im Solde des Reiches stand, betrieb er beim Honorius eine Art ständigen Schachers. Wenn die kaiserliche Regierung sich weigerte, ihm die Summen zu zahlen, die man ihm für den Unterhalt seiner Truppen, wie er versicherte, schuldig sei, dann würde er sich selbst durch Anwendung von Gewalt bezahlt machen. Die Stadt Rom, in der sich seit so vielen Jahrhunderten fabelhafte Reichtümer angehäuften hatten, war für Alarich und die Seinigen eine Beute, die sie ganz fest ins Auge faßten. Schon längst schaute er mit begehrllichem Blicke nach ihr aus. Um sowohl sich zu diesem kühnen Handstreich zu ermutigen, als auch seine Soldaten dazu zu spornen, behauptete er, der Himmel habe ihm den Auftrag erteilt, das neue Babel zu züchtigen und zu zerstören. Er wollte in den Wäldern Pannoniens geheimnisvolle Stimmen gehört haben, die ihm zuflüsterten: „Geh, und du wirst die Stadt zerstören.“

Alarich war nicht ein Eroberer großen Stils wie nachmals Tamerlan und Dschingis Khan. Er fühlte sich als Barbar für den Purpur nicht geboren. Aber zum Gehorchen taugte er auch nicht. Er suchte den Titel eines Meisters der Reichswehr zu erlangen, um so die entscheidende Gewalt sicher in seine Hände zu bekommen. Da ihm der Wunsch versagt blieb, so kleidete er sich in seinen Augen und in denen des Volkes in die Rolle eines vom Himmel entsandten Rächers, dem dieser selbst das Ziel gesteckt hatte, auf das er nun blindlings zuschritt. Er unterlag schließlich selber dieser Vorstellung, die ihn oft mit abergläubischem Schrecken erfüllte.

Trotz seiner hochtrabenden Reden scheute Alarich im Grunde vor Rom zurück. Er hatte keinerlei Angriffszeug für eine Feste von solchem Umfang. Deshalb mißlang auch sein erster Angriff. Er begnügte sich — es war im Jahre 408 — damit, die Stadt auszuhungern,

indem er ihr die Lebensmittel abspernte. Er hatte sein Lager am Ufer des Flusses aufgeschlagen, so daß er die Zufuhr an Proviant, der an der Mündung des Tiber lagerte, abfangen konnte. Die Aristokratie floh in tödlichem Schrecken nach ihren Villen in Kampanien, Sizilien und Afrika. Auch Sardinien und Korsika wurden aufgesucht, obwohl sie im Rufe standen, als seien sie sehr ungesund. Selbst in den Felsen des Küstengestades verbarg man sich. Schließlich wurden alle Forderungen Alarichs erfüllt, worauf dieser einwilligte, sich zurückzuziehen. Endlich im Jahre 410 holte er zum letzten Schlage aus.

Er schloß die Stadt ein im Vertrauen darauf, daß der Hunger ihm schließlich die Tore öffnen würde. Eine Besatzung, die stark genug gewesen wäre, die Stadt zu verteidigen, war nicht vorhanden. Die Reichen waren alle entflohen, desgleichen die meisten Angehörigen des Bürgerstandes, die es sich irgend leisten konnten. Es blieb also nur das faule niedere Volk übrig, das zur Führung der Waffen wenig tauglich und zudem durch Entbehrungen geschwächt war. Dennoch widerstand dieses zermürbte und im Elend lebende Volk mit einem letzten Aufflammern vaterländischer Begeisterung noch mit äußerster Tatkraft. So dauerte die Belagerung lange. Erst in der Nacht vom 24. auf den 25. August 410 drang Alarich beim Rollen des Donners und Aufleuchten der Blitze eines aufsteigenden Gewitters durch das Salariat in die Stadt ein. Sie war ihm durch Verrat überliefert worden.

Die Plünderung dauerte drei Tage und drei Nächte. Sie war begleitet von all den Greuelthaten, die bei solchen Vorgängen hergebracht sind, die aber vor allem veranlaßt wurden durch das Bestreben der Goten, alles Goldes habhaft zu werden, das in den Koffern und Truhen der Römer steckte oder zu Kostbarkeiten verarbeitet war. Manche Römer ließen sich lieber zu Tode

quälen, als daß sie ihre Schätze verrieten. Als die Goten alles zu haben glaubten, was die Stadt an wertvollem Besitz barg, zogen sie mit hochbeladenen Karren von dannen.

Die Plünderung Roms durch Alarich war nicht eigentlich ein gewaltiges geschichtliches Ereignis, sondern eine Ausplünderung großen Stils. An die Zerstörung des römischen Reiches dachten die Goten nicht, aber sie leiteten die Stürme der Völkerwanderung ein, welche dann schließlich zu jenem Ergebnis führte.

Wie eine ansteckende Krankheit verbreitete sich dieses Ausplünderungswesen nach allen Seiten, ergriff zunächst die Beamten und dann auch die Untertanen Roms. In Afrika besonders, wohin so viele reiche und vornehme Bürger geflüchtet waren, beutete man, einem angeborenen Triebe folgend, alle Zuflucht Suchenden schamlos aus. Der militärische Statthalter, der Graf Heraklianus, gab das Beispiel, das die unter ihm stehenden Beamten rückhaltlos nachzuahmen sich bemühten. Sie alle preßten aus den Flüchtlingen heraus, was irgend von ihnen zu erlangen war; konnten sie nicht zahlen, so verkaufte man sie als Sklaven und Sklavinnen an Griechen oder Syrier. In Hippo drängte man ein Mitglied der Valerierfamilie, welche die Rothschilde der damaligen Zeit waren, dazu, sich die Priesterweihe erteilen zu lassen, was, wie wir früher gehört haben, für ihn den Verzicht auf sein Hab und Gut zugunsten der christlichen Gemeinde bedeutete. Augustinus, der sich für ihn einsetzte, mußte vor der Menge die Waffen strecken. Es kam darüber zu einem aufruhrartigen Auftritte in der Basilika.

So spürte man die Einnahme Roms durch Alarich bis in die fernsten Gegenden. Karthager und Numidier bestahlen die Römer, als wären sie noch schlechtweg Barbaren gewesen.

Aber dennoch war die Verheerung und Plünderung der ewigen Stadt keine Weltkatastrophe, wie man damals glaubte, nur ein Wetterleuchten, das den gewaltigen Sturm ankündete. Das Reich bestand noch, und die Stadt erhob sich bald aus ihrer Asche, und die Bürger riefen laut, daß, wenn man ihnen bald die Spiele im Zirkus wiedergäbe, sie den Überfall der Goten als bösen Traum ansehen würden.

Aber der Gedanke, daß Rom unverletzbar sei, daß es nicht eingenommen werden könnte, eine gewissermaßen geheiligte Stellung habe, mußte aufgegeben werden. „Schreckliche Dinge sind uns erzählt worden“, ruft Augustinus aus. „Es hat Ruinen, Brände, Raub, Mord und Folterqualen gegeben. Das ist wahr, wir haben es oftmals gehört. Wir haben über all dies Unglück geseufzt, wir haben es oft beweint und uns kaum darob zu trösten vermocht.“

Für Christen und Heiden aber wurde das Ereignis ein Thema für lebhaftere Erörterungen, ja, ein Gemeinplatz, auf dem die religiöse Polemik sich tummelte. Beide erblickten in ihm eine Kundgebung des himmlischen Zornes.

„Als wir unsern Göttern Opfer darbrachten“, sagten die Heiden, „da stand Rom aufrecht da, da war Rom glücklich. Jetzt, da unsere Opfer untersagt sind, jetzt seht ihr, was aus Rom geworden ist! . . .“ Und dann machten sie das Christentum immer aufs neue verantwortlich für den Fall des Reiches.

Die Christen ihrerseits antworteten: „Zunächst ist Rom nicht untergegangen; es steht noch immer da. Es ist nur gezüchtigt worden und, wenn das der Fall war, so geschah es nur, weil es noch immer zur Hälfte heidnisch ist. Gott hat es durch diese schreckliche Strafe warnen wollen. Möge es sich bekehren, möge es zu den Tugenden seiner Ahnen zurückkehren, und es wird von neuem die Herrin der Völker werden!“

Ebenso sprachen auch Augustinus und seine Mitbischöfe, und sie konnten darauf hinweisen, daß die römischen Christen und selbst eine große Anzahl Heiden um des Namens Christi willen geschont worden waren, und daß Alarich die Basiliken der Apostel unter seinen besondern Schutz gestellt hätte. Ihre Gegner wiesen darauf hin, daß auch viele Christen bei der Plünderung umgekommen seien, daß selbst gottgeweihte Jungfrauen schmachvolle Gewalt erlitten und auch die Christen all ihr Hab und Gut eingebüßt hätten... Wo wäre da der Schutz, den Gott den Seinen böte? Hätte nicht der Christ genau das gleiche Schicksal erfahren wie der Götzendiener?

So standen die Dinge ungemein günstig für einen Wiederabfall zum Heidentum, besonders da die strengen Gesetze des Theodosius, welche die Verehrung der Götter selbst im Innern der Häuser verboten, eine starke Gegenströmung hervorgerufen hatten.

In Karthago und anderen afrikanischen Städten kam es zu Aufläufen, ja, zu förmlichen Straßenschlachten zwischen Christen und Heiden. Kirchliche Gebäude wurden verbrannt, ein Priester im Getümmel getötet. Wo die Behörde schlaff wurde, da wagte man sich mit dem Götzendienst wieder in die Außenwelt hervor. In Rom hatte kurz vor der Verheerung ein Konsul, namens Tertullus, wieder den Augurenstab geschwungen und den Flug der Vögel befragt. Und in der Menge ging das Gerücht um, das Christentum verschwände nach einer Herrschaft von 365 Jahren, und dann begänne das Racheregiment der geächteten Götter.

All das entging dem wachsamen Blick des Augustinus nicht. Wenn schon das langsame Tempo, in dem das Heidentum abstarb, ihn mit lebhaftem Unwillen erfüllte, so war noch größer in ihm die Besorgnis, daß der alte heidnische Geist eines Tages wieder den Anschein eines neuen Lebens gewinnen könne. Dem mußte

er vorbeugen und endgültig mit dem Heidentum aufräumen, wie er mit dem Donatismus aufgeräumt hatte. Und so raffte der alte Apostel alle Kraft zu einem neuen Feldzuge zusammen, der bis zum Vorabend seines Todes währen sollte.

23. Die Bücher vom Gottesstaate (De Civitate Dei).

Dreizehn bis vierzehn Jahre lang, unter tausenderlei Beschäftigungen und Sorgen, inmitten ständiger Ängste und lärmender Vorgänge, welche die Afrikaner jener Zeit in Aufregung erhielten, arbeitete Augustinus an seinem Gottesstaat, dem furchtbarsten Kriegswerkzeug, das man gegen das Heidentum aufgerichtet hat; das zudem einem Zeughause vergleichbar ist, das so vollendet mit Beweisen und Widerlegungen gespickt ist, daß die katholischen Polemiker und Apologeten immerfort aus ihm schöpfen konnten.

Wir wollen nicht auf den Einzelinhalt dieses stattlichen und reichen Werkes ¹⁾ eingehen; wir richten unser Augenmerk nur auf jene Teile, in denen die Feuerseele und das Flammenherz ihres Verfassers pocht, jene Teile, die auch auf uns, die Angehörigen des 20. Jahrhunderts, noch lebendig einwirken und unserem Empfinden zugänglich sind. Gerade in seiner Stellung gegenüber dem Heidentum aber gibt sich seine Natur und sein Charakter am unverhohlensten kund. Und tot ist das Heidentum ja nimmer.

¹⁾ Es umfaßt 22 Bücher, von denen die ersten zehn wesentlich apologetisch-polemischen Inhalts sind. Dieser lautet kurz zusammengefaßt: Die Götter verleihen das Glück nicht, weder das irdische (1—5), noch auch das ewige (6—10). Der zweite Teil (11—22) stellt den Gegensatz der zwei Reiche dar, des Reiches Gottes und des Reiches dieser Welt. Dieser Teil bildet eine Trilogie. Die Bücher 11—14 schildern die vorirdischen und irdischen Anfänge dieser Reiche, die Bücher 15—18 die Weltzeitalter von Kain und Abel bis auf die damalige Zeit. Die Bücher 19—22 bieten einen Ausblick auf Ausgang und Endziel der beiden Reiche. (Vergl. die Übersetzung von Alfred Schröder in der Bibliothek der Kirchenväter von Bardenhewer. Kempten, Kösel 1911.)

Es kleidet sich nur in immer wechselnden Formen und weiß sich in der christlichen Gesellschaft oft als höher stehende Überreligion zu drapieren und in heimlichen abgeschlossenen Kreisen Leute für sich zu werben, denen sie Förderung zu Reichtum, Macht und Ansehen verheißt.

„Unsterbliches Heidentum, bist du tot? Man sagt das freilich;

„Aber Pan spöttelt leise darob, und die Chimäre lacht darüber.“

Augustinus, der gleich uns von einer christlichen Mutter erzogen worden war, kannte das Heidentum nur von der literarischen und, wenn man so sagen darf, von der ästhetischen Seite. Schulerinnerungen und Eindrücke, auf die er als gebildeter Mann bewundernd geschaut hatte, das war's, was für ihn die alte Religion darstellte. Aber den einen großen Vorteil hatte er vor uns voraus: das Schauspiel des heidnischen Aberglaubens und der heidnischen Sitten zog ständig vor seinen Augen vorüber.

Freilich, daß die wollüstigen Abenteuer der alten Götter, seien sie romanhafter oder poetischer Art, daß ferner ihre Standbilder, ihre Tempel und alle Künste, die ihrer Religion entsprangen, ihn vor seiner Bekehrung verlockend umschmeichelt, ja, auch begeistert haben, das ist nur zu sicher. Aber diese Mythologie und diese Plastik waren damals Dinge von nebensächlicher Bedeutung, selbst in den Augen eines Heiden. Die Hauptsache lag darin nicht. Das Heidentum als Religion der Schönheit, wie es z. B. Schiller in den „Göttern Griechenlands“ feiert, das ist eine Erfindung unserer modernen Ästhetiker. Man dachte in den Zeiten des Augustinus kaum daran.

Lange vor ihm hatte der Römer Varro¹⁾, der ge-

¹⁾ Terentius Varro in seinem Werke: *Rerum humanarum et divinarum antiquitates*.

lehrte Kompilator römischer Altertümer, drei Arten von Theologie unterschieden: eine Theatertheologie, wie er sie nennt, eine fabelhafte Theologie, die, nur für Dichter, Dramatiker und Bildhauer bestimmt, höchstens ein Schmuck des Lebens ist. Die zweite ist die bürgerliche Theologie, „welche die Bürger . . . und besonders die Priester, kennen und ausüben müssen.“ Die dritte endlich, die metaphysische, ist die der Philosophen und rein spekulativer Art. Die einzig für das Leben bedeutsame war die zweite, die bürgerliche Theologie. Das, was wir so hartnäckig als Heidentum ansehen, die „Theatertheologie“, die von uns zudem oft noch mystisch oder symbolisch ausgedeutet wird, war nur ein Zeitvertreib für Schöngeister.

Das Heidentum nun, gegen das Augustinus sich einsetzte, war das zweite, das seinen Bekennern Glauben und Verpflichtungen auferlegte und in heiligen Gebräuchen, Opfern und Festen zum Ausdruck kam. Er wies es mit Ekel zurück und erklärte es für unerträglich.

Was darin besonders anwiderte, das waren die heidnischen Opfer. Zu jener Zeit waren sie ja verboten und konnten nur abseits und heimlich, unter Auslassung mancher rituellen Vorschriften vollzogen werden. Aber Augustinus hatte sie noch gesehen in den Zeiten des Kaisers Julian, als sie noch mit voller Pracht und unter Beobachtung aller Zeremonien dargebracht wurden. Und damals waren es wahre Schlächtereiauftritte gewesen, deren Abbild wir nicht in den stilisierten Friesen am Pantheon sehen dürfen, sondern die erheblich grausamer und roher waren als die Abschlachtungen in unseren Schlachthäusern.

Inmitten von Haufen zerschnittenen Fleisches und Lachen vergossenen Blutes ließ sich Julian wie ein Trunkener dahintragen. Tausende und Tausende von Tieren fielen seiner „heiligen“ Wut zum Opfer; die Altäre strömten und rauchten so vom Blut, daß selbst die

Heiden über diesen Opferwahnsinn spotteten und ihn den „Opferdiener“ benannten. Und nicht nur das Blut der Ochsen floß förmlich auf die Straße hinaus, sondern es wurden auch Hunderte von Schafen und anderen kleineren Tieren geschlachtet, ganz zu schweigen von den Tausenden weißer Vögel, Tauben und Möven, die der „Frömmigkeit“ des Kaisers zum Opfer fielen. Als er gegen die Perser zog, da erneuerte man gegen ihn ein Epigramm, das schon dem Mark Aurel gegolten hatte. Darin riefen die weißen Ochsen ihm zu, daß es um sie geschehen sei, wenn er als Sieger wiederkehre. Er werde die Ställe und Weiden entvölkern, so sagte man vorher.

Die Volkshefe, die ihren reichlichen Anteil an solchen Festen erhob, war natürlich für solche „Schlachtfeste“ eingenommen. Sie kam besonders unter Caligula auf ihre Kosten, der in drei Monaten 160 000 Tiere abschlachten ließ, nahezu 2000 täglich. Und solche Metzereien wurden nicht bloß in den Vorhöfen der Tempel vorgenommen, sondern mitten in der Stadt, auf dem Forum, auf engen Plätzen, auf denen zudem noch Häuschen und Standbilder den Raum einschränkten. Und nun stelle man sich die Szene vor im Sommer, zwischen den erhitzten Häusermauern, umtanzt von Fliegen und Moskitos, unter Gerüchen nicht eben anziehendster Art. Zuschauer und Opfertiere stießen sich in dem Gedränge auf dem engen Raum. Caligula wurde einst von dem Blute des Opfertieres über und über bespritzt. Aber der erhabene Cäsar war nicht so zartfühlend; er trat selber mit dem Schlägel des Opfernden und in seinem kurzen Kittel auf. Und nun stelle man sich das Blut vor, in dem man herumpatschte, das Zischen und Knistern des Fettes und die garstigen Ausdünstungen des Fleisches, um zu verstehen, daß die Christen sich die Nasen zuhielten, wenn sie vorüberkamen, und Ambrosius sich darüber beklagte, daß man christliche Senatoren zwang, solchen Schauspielen beizuwohnen.

Womöglich noch widerwärtiger waren die Verrichtungen des Haruspex, das Herausschneiden der Eingeweide und die Einsicht in sie. Sie machte einen Teil der Opfer aus, wurde aber auch privatim viel betrieben, weil die Magie sehr im Schwange stand. Das Wühlen in den Eingeweiden, das Hin- und Herdrehen derselben unter besorgter Aufmerksamkeit, konnte, besonders wenn der Befrager sich selbst hineinmischte, sehr lange dauern. Noch die Erinnerung an das, was er in dieser Hinsicht früher gesehen hatte, wirkte abstoßend auf Augustinus; stolz weist er die Heiden hin auf die reine Darbringung des Brotes und Weines im eucharistischen Opfer.

Was Augustinus besonders zum Gegenstande seiner Angriffe macht, das sind die Fressereien und Saufereien — ein gelinderes Wort würde die Sache nicht treffen — zu denen die Opfer das sonst so nüchterne Volk verleiteten, und die damit im Zusammenhang stehende Unzucht. Sie waren die gewöhnlichen Begleiterscheinungen der heidnischen Feste. Nur an ihnen bekamen die armen Leute Fleisch zu essen und Wein zu trinken und nahmen sich bei solchen Gelegenheiten in schamloser Weise. Dann war alles voll und toll. Bei den Reichen beobachtete man ja gewisse äußere Formen, aber im Grunde war es dieselbe Sache. Das kann man aus Ovids *ars amandi* entnehmen.

Allerdings ist es wahr, daß die Religion nur den Vorwand bot zu diesen Ausschreitungen. Aber Tatsache ist doch, daß all die Unflätigkeiten, die unser Bischof den Heiden in so scharfen Worten zum Vorwurf macht — die die Geilheit darstellenden und reizenden Schauspiele, Gesänge und Tänze und selbst die gewerbsmäßige Unzucht — mit dem Wesen des Heidentums aufs engste verbunden waren.

Das Theater, die Spiele im Zirkus und in der Arena stammten ja nach heidnischer Anschauung von den Göt-

tern her. Bei gewissen Festen und in gewissen Tempeln nun wurde die sittliche Ausschweifung zu etwas geradezu Geheiligtem. Was in Karthago in den Höfen und unter den Säulengängen der Virgo Caelestis vor sich ging, und wozu die entmannten Priester der „Göttermutter“ sich hergaben, das wußte ein jeder. Augustinus, der diese Scheußlichkeiten an den Pranger stellt, braucht in seiner Anklageschrift die Farben nicht stark aufzutragen und hat das auch nicht getan. Wer darüber weiteres wissen will, der lese im Apulejus nach, an welchen Schauspielen man sich im Theater erlabte, oder von welcher Art die Sitten gewisser frommer Bruderschaften waren. Er, der frömmste unter den Heiden, schiebt das, wenn er sich mal entrüstet, der Entartung der Menschen zu, während die Götter hoch erhaben über den menschlichen Gemeinheiten schweben. Augustinus hingegen nennt die Götter Dämonen, die an all den wollüstigen Liederlichkeiten Gefallen finden wie an dem Blut und Fett der Opfertiere. Damit hat Augustinus den Finger gelegt auf die schwärendste Wunde des alten Heidentums wie des neuen, das aus ihm geboren ist.

Freilich gibt Augustinus zu, daß es im Heidentum eine Anzahl von Männern, von Philosophen, gegeben hat und noch gibt — und unter ihnen nennt er an erster Stelle Plato — die sich bemüht haben, die Religion mit sittlicher Einwirkung auszustatten. Aber mit Recht fügt er hinzu, daß sie über den Kreis der Schulen mit ihren Lehren kaum hinausgekommen und höchstens in einem kleinen Kreis von Eingeweihten wirksam geworden sind. „Wir dagegen, wir zeigen euch unsere Kirchen, die einzig zu dem Zwecke erbaut sind, überall, wo Christi Lehre verbreitet ist.“

Es ist nicht zu verwundern, daß Leute, denen jede höhere Sittlichkeit unverständlich ist, und die tief in das Materielle verstrickt sind, auch dem größten Aberglau-

ben verfallen. Um das nachzuweisen, läßt Augustinus die schier unzähligen Götter vor uns aufmarschieren, an welche die Römer geglaubt haben — ein schier unzähliges Heer. Eine ganze Plebs von Göttern wird von ihm dem Dunkel und der Vergessenheit entrissen, in denen sie vielleicht schon seit Jahrhunderten schliefen. Die winzigen Gottheiten z. B., die im Felde das Getreide zum Sprießen bringen und vor dem Rost schützen, welche die Kinder unter ihre Obhut nehmen, den Frauen im Wochenbette beistehen, den Herd überwachen und das Haus behüten usw. Nichts kann der Mensch tun, keine Bewegung ausführen ohne die Beihilfe eines Gottes oder einer Göttin; von ihnen sind die Menschen wie gebunden und eingekerkert. Für die Tür, so sagt er, genügt ein Pförtner, aber es sind drei Götter nötig. Forkulus für die Tür, Cardea für die Angeln und Limentinus für die Schwelle. Forkulus allein könnte sich zweifelsohne nicht mit allen dreien beschäftigen. Für einen so einfachen Vorgang wie den Abschluß der Ehe wird ein ganzes Geschwader von Gottheiten aufgeboten. „Laßt doch“, so ruft Augustinus aus, „dem armen Ehemanne auch etwas zu tun übrig.“

Für diesen Afrikaner, der ein so tiefes Verständnis hatte für die unerforschliche Einheit und Unendlichkeit Gottes, ist diese gotteslästerliche Zerbröckelung des göttlichen Wesens ein besonderer Stein des Anstoßes. Die Heiden aber, die dem Varro folgten, antworteten, man müsse unterscheiden zwischen den Göttern, die reine Schöpfungen der Dichter seien, und denen, die wirklich sind, den Göttern der Religion. „Wenn man die Götter ausliest wie Zwiebeln“, sagt Tertullian, „so ist klar, daß alles, was nicht ausgelesen ist, verdammt ist.“ Worauf Augustinus antwortet, daß die als fabelhaft verworfenen Götter genau aus demselben Stoffe geschnitzt sind wie die sogenannten wahren, mit andern Worten, daß sie sämtlich zu verwerfen sind.

Wenn nun die Philosophen, und vor allem Plato, Einspruch erhoben haben gegen dies Gewimmel von Göttern, wenn sie verkündet haben, daß es nur einen Gott gebe, die Seele des Weltalls, so geben auch sie trotzdem niedere Götter und als Zwischenglieder zwischen den Menschen und den Göttern Wesen zu, welche sie Dämonen nennen. Und diese Zwitterwesen muß man durch Opfer besänftigen, man muß sie befragen und sie für sich günstig stimmen durch zauberhafte Beschwörungen. So endet die höchste Weisheit der Heiden wieder in dem läppischen Getue der Wahrsager und Wundertäter. Und das verteidigen die Heiden und wollen es mit Hartnäckigkeit, ja, mit Fanatismus aufrecht erhalten wissen.

„Nein“, sagt Augustinus, „nicht die Aufgabe jenes Glaubens und dieser abergläubischen Gebräuche hat den Verfall des Reiches verursacht. Wenn ihr verlangt, daß man die Tempel eurer Götter wieder öffne, so geschieht das, weil sie nachsichtig sind gegen eure Leidenschaften. Im Grunde pfeift ihr etwas auf sie, ebenso wie auf das Reich; was ihr wollt, das ist Freiheit und Straflosigkeit für eure Laster. Das ist die wahre Ursache des Verfalls. Es kommt wenig an auf das leere Getue vor Altären und Standbildern. Werdet wieder keusch, mäßig, mutig und arm wie eure Ahnen! Habt Kinder! Unterwerfet euch dem Kriegsdienste, und ihr werdet siegen wie sie! Nun werden aber alle diese Tugenden vom Christentum vorgeschrieben und gefördert. Was auch gewisse Irrlehrer sagen mögen, die Religion Christi ist nicht gegen die Ehe, noch auch gegen den Waffenberuf. Die Patriarchen des Alten Testaments haben in der Ehe ihr Heil gewirkt, und es gibt gerechte und heilige Kriege.“

Wenn das Reich trotz aller Bemühungen, es zu retten, zum Untergange verurteilt sein sollte, ist das ein Grund zum Verzweifeln? Wie alles in dieser Welt, so ist auch der römische Staat dem Alter und dem Tode

unterworfen. Also wird er eines Tages vergehen. Weit davon entfernt, uns von diesem Gedanken niederschlagen zu lassen, wollen wir uns durch den Hinblick auf die Ewigkeit gegen diese Katastrophe waffnen. Halten wir fest an dem, was nicht vergeht. Über dem irdischen Staate thront der Gottesstaat, der die Gemeinschaft der heiligen Seelen ist, die einzige, in der man eine vollkommene und unsterbliche Freude kostet. Bemühen wir uns, dessen Bürger zu werden und das einzige Leben zu leben, das diesen Namen verdient. Dasjenige hienieden ist nur der Schatten eines Schattens.

Die Menschen jener Zeit waren wunderbar dazu bereit, solche Ermahnungen in sich aufzunehmen. An der Schwelle der Einfälle der Germanen mußten diese Christen, für welche das Dogma von der Auferstehung des Fleisches vielleicht der stärkste Grund des Glaubens war, diese Enttäuschten, die voll Angst der Neugestaltung der Welt gleichsam beiwohnten, das gegenwärtige Leben als einen bösen Traum betrachten, aus dem man so bald wie möglich zu sich kommen mußte — zu sich kommen, um in einer besseren Welt zu erwachen, wo man nicht mehr zu befürchten hatte, daß Goten oder Vandalen einem das Haus über dem Kopfe anzündeten oder man von ihnen ermordet wurde, während in der anderen Welt Engel für die erlösten Seelen lichtschimmernde Paläste bereit hielten.

24. Der Einfall der Vandalen.

Im Jahre 426, als Augustinus sein 72. Lebensjahr beendete, konnte er seinen Gottesstaat zum Abschluß bringen. Am 26. September dieses Jahres fand in der „Friedens“basilika zu Hippo eine große Versammlung statt, zu welcher der Bischof mit zwei Amtsgenossen und einer Reihe von Priestern vor dem zahlreich versammelten Volke erschien. In längerer Rede schlug er

dem Volke den Priester Heraklius als seinen Gehilfen im Amte mit dem Rechte der Nachfolge vor. Zugleich sagte er, daß er den Fehler vermeiden wolle, der bei seiner Bischofsweihe dadurch gemacht worden sei, daß er schon zu Lebzeiten seines Vorgängers die Bischofswürde empfangen hätte. Das verstieße gegen die Bestimmungen des Konzils von Nicäa, was aber weder sein Vorgänger Valerius, noch auch er selbst gewußt hätten. Heraklius solle also zunächst einfacher Priester bleiben. Schon vor mehreren Jahren habe er, Augustinus, von der gleichen Versammlung seiner Diözesanen die Erlaubnis bekommen, fünf Tage der Woche sich frei zu halten für eine Arbeit über die Heilige Schrift, mit der er von zwei Kirchenversammlungen, derjenigen von Numidien und der karthagischen, beauftragt worden sei. Aber sie seien ihrem Versprechen, ihm diese Tage frei zu lassen, sehr wenig nachgekommen. Vormittags wie nachmittags hätten sie ihn erbarmungslos mit ihren weltlichen Angelegenheiten bestürmt. Nun aber bäte er sie inständig, die Last dieser Dinge auf die jüngeren Schultern des Priesters Heraklius abwälzen zu dürfen, den er auch zu seinem Nachfolger wünsche. So könne er den Rest seines Lebens, den Gott ihm noch zu gewähren gewillt sei, nicht etwa fauler Ruhe, sondern dem Studium der heiligen Bücher widmen. Die Versammlung hieß seine Bitte gut und ließ durch ihre Vertreter das Protokoll unterschreiben, das über diesen Vorgang aufgenommen worden war, und das uns noch erhalten ist. Dann wurden die Versammelten entlassen mit der Bitte, für die Kirche von Hippo, für sich selbst und für den gewählten Hilfsbischof zu beten.

Dieser ganze, von zahlreichen Zurufen der Menge durchsetzte Vorgang ist in mehreren Beziehungen recht lehrreich. Zunächst ersieht man aus ihm den schwierig zu behandelnden Charakter der Diözesanen des hl. Augustinus. So sehr er sie auch geliebt und nach bestem Ver-

mögen erzogen hatte, so waren sie kaum bequemer zu leiten als im Anfange seiner bischöflichen Laufbahn. Der Bischof ist buchstäblich der Diener der Gläubigen. Er muß sie nicht bloß kleiden und ernähren, sich mit ihren Angelegenheiten, ihren Streitigkeiten und Prozessen beschäftigen, sondern ihnen mit Leib und Seele angehören. Sie wachen eifersüchtig darüber, wie er seine Zeit verwendet und wollen auch wissen, was er tut, wenn er abwesend ist. Predigt er in Karthago oder in Utika, so muß er sich bei all seinen Diözesanen entschuldigen. Um eine Studie über die Heilige Schrift machen zu können, benötigt er ihre Zustimmung. Erst als er im Alter von 72 Jahren steht, nach mehr als 30jährigem Episkopat, erteilen sie ihm endlich die Berechtigung, sich etwas auszuruhen, um — wissenschaftlich zu arbeiten.

Was Augustinus darstellen wollte, das war die Wahrheit einzig um ihrer selbst willen, ohne mit Gegnern zu disputieren, die ihm einen Teil derselben streitig machten. Aber er fand keine Zeit dazu. Er mußte sich beschränken auf ein Handbuch der praktischen Moral, das er vor seinem Tode veröffentlichte, das aber verloren gegangen ist. Denn von neuem lenkten ihn die Irrlehren eines Arius und Pelagius von seiner Aufgabe ab. Der letztere hatte in einem italienischen Bischof Julian von Eklanum einen glänzenden Schüler gefunden, der für den nunmehr gealterten Augustinus ein böser Gegner war. Gegen ihn richtete er „die sechs Bücher gegen »Julian, den Verteidiger der pelagianischen Häresie«“. Über der Abfassung einer weiteren Schrift, der zwölften, die er gegen die Lehre des Pelagius hinausgehen ließ, starb er. Dem Arianismus, der im Abendlande gänzlich erloschen schien, gab das Eindringen germanischer Völkerschaften in das römische Reich neue Lebenskraft und Bedeutung; denn sie waren fanatische Anhänger des Arius. Augustinus richtete noch

im Jahre 428 zwei Schriften gegen ihren Bischof Maximinus.

So war der Augenblick von schwerwiegender Bedeutung sowohl für das römische Reich wie für die Kirche. Die Goten, Alanen und Vandalen schickten sich an, nach Afrika hinüberzukommen, nachdem sie Gallien und Spanien verwüstet hatten. Fiel auch Italien in ihre Hände, wo Nachfolger der Alarich und Radagais noch immer am Werke waren, so ging mit dem römischen Reiche auch die katholische Kirche zugrunde. Denn wohin die Germanen kamen, da verbreiteten sie ihre Religion mit Feuer und Schwert. Augustinus, dem Reich und Kirche einigermaßen zusammenfiel, und der die letztere auf jeden Fall bis an die Grenzen des ersten ausdehnen wollte, erlebte Stunden der Angst im Hinblick auf den drohenden Zusammenbruch. Daher stammt auch seine Hartnäckigkeit in der Bekämpfung der Irrlehren, daher wohl auch die scharfe Stellung, welche dieser sonst so maßvolle Mann hinsichtlich der Gnadenlehre dem Pelagius gegenüber einnimmt. Den Feinden Christi und des Reiches gegenüber kann er nicht nachdrücklich genug die Notwendigkeit der Erlösung und die Göttlichkeit des Erlösers aussprechen.

Nun mußte er auch an die materielle Verteidigung der ihm anvertrauten Herde denken. Immer neue Scharen von Germanen kamen über die Meerenge von Gibraltar hinübergeflutet, als Vorläufer des Vandalenheeres, das noch nicht ganz in Bereitschaft war. Ihnen schlossen sich die Zirkumzellionen an, deren ränkevolle Umtriebe kaum je zur Ruhe gekommen waren, sowie verborgene Donatisten, die sich nur scheinbar zur Kirche bekehrt hatten. Und damit nicht genug: es ergossen sich die Mauren aus dem Atlas, die kabyllischen Bergbewohner, über die numidischen Ebenen und ihre Städte und töteten, plünderten und verbrannten alles, was ihnen in den Wurf kam. „Einst blühende und be-

völkerte Landstriche“, sagt Augustinus, „sind in Einöden verwandelt worden.“

Endlich, im Frühjahr 429, drangen die Vandalen, nachdem sie ihre Vereinigung mit den Alanen vollzogen hatten, unter der Führung ihres Königs Geiserich über die Meerenge in Afrika ein. An der Spitze eines Heeres von 80 000 Mann machte er sich daran, die afrikanischen Provinzen methodisch auszuräubern. Er nahm die Städte und Festungen des Küstengebietes eine nach der anderen ein; nur wenige entgingen diesem Schicksal. Um die Bewohner auszuhungern, vernichteten die vereinten Germanen die Ernten, zerstörten die Speicher und hieben die Weinberge aus und die Obstbäume nieder. Als die Bewohner in die Berge flüchteten, legte der Feind Feuer an die gewaltigen Waldungen, welche die Hänge des Atlas bedeckten, ohne zu bedenken, daß sie so das bisher so gesegnete Land, das sie bewohnen sollten, unfruchtbar und unwohnlich machten. In ihrer törichten Habsucht waren sie einzig auf Gold erpicht, das sie den Bewohnern wie den zahlreich nach Afrika geflüchteten Römern durch ausgesuchte Foltern abpreßten. Und doch konnten sie von dem Golde allein schließlich nicht leben.

Da die Kirche für sehr reich galt und wahrscheinlich auch schon viel Grundbesitz erworben hatte, so wurde sie besonders betroffen. Dazu kam noch der arianische Haß. Priester und Bischöfe wurden als Sklaven fortgeführt und den Gläubigen nur gegen hohes Lösegeld freigegeben. Alle katholischen Kirchen und Dome, Klöster und Hospitien wurden stark mitgenommen, und der Gottesdienst in ihnen unmöglich gemacht, denn sie vor allem stellten für die Vandalen die römische Herrschaft und die Religion dar.

Die Kunde von den verübten Grausamkeiten eilte den Heeren der Vandalen voraus. In Hippo hätte man darauf einigermaßen gefaßt sein müssen, denn seit

hundert Jahren schon hatte man nicht viel ruhige Zeiten mehr erlebt. Nach den Aufständen des Firmus und Gildo¹⁾ hatte man zunächst die Verheerungen der Nomaden aus dem Süden und dann die der berberischen Bergbewohner über sich ergehen lassen müssen. Und schließlich hatte man Jahrzehnte hindurch gegen die Zirkumzellionen auf der Wacht sein müssen. Jetzt aber fühlte man, daß der große Zusammenbruch kommen würde und geriet in gewaltige Aufregung, wenn ein Schloß genommen wurde und Gutshäuser oder ein Landhaus in Flammen aufgingen. Augustinus bemühte sich, den Gleichmut zu wahren und tröstete seine Umgebung, Priester und Laien, mit der Erwägung, was es denn Bedeutendes sei, daß Steine und Balken fielen und sterbliche Menschen ihren Tod fänden.

Und doch litt er mehr als andere. Denn er sah die Zukunft voraus und die schrecklichen Folgen, welche diese Zeitläufte für Afrika haben würden, so daß sein Schüler Possidius, der Bischof von Gelma, der bei ihm weilte, auf ihn das Schriftwort anwandte: „Je mehr Wissenschaft man hat, um so mehr Kummer.“ Augustinus sah ein, daß sein Vaterland dem römischen Reiche und folglich auch der Kirche verloren gehen würde. Die Barbaren zu bekehren, schien ihm unmöglich. Aber er wollte nicht müßig die Hände in den Schoß legen, sondern sehen, ob nicht mit Gewalt der Gewalt zu begegnen sei.

So wandte sich der Mann der Kirche an den Vertreter der römischen Cäsaren, an Bonifazius, der mit dem Titel eines Grafen damals an der Spitze der kaiserlichen Heeresmacht stand, und beschwor ihn, Rom und die Kirche zu retten. Dieser Bonifazius war eine recht

¹⁾ Firmus ist ein Maurenkönig, dessen Aufstand durch Theodosius, den Vater des gleichnamigen Kaisers, 370 niedergeschlagen wurde. — Gildo, gleichfalls ein Maure, hatte sich in Afrika so gut wie unabhängig gemacht. Er wurde 398 von Stilicho vernichtet und so Afrika dem Reiche wiedergewonnen.

zweideutige Persönlichkeit, ein charakteristischer Vertreter des spätrömischen Reiches. Als Thrazier von Geburt verband er die Doppelzüngigkeit des Orientalen mit allen Lastern des Barbaren. Ein handfester Mann, geschickt in allen körperlichen Übungen, schäumte er über von Kraft und Gesundheit. Gelegentlich zeigte er sich tapfer. Im Essen und Trinken tat er sich ebenso hervor wie in den Ausschweifungen. Er war zweimal verheiratet gewesen und hielt sich nach seiner zweiten Ehe einen ganzen Harem von Konkubinen. Er war nach Afrika entsandt worden, um gegen die Donatisten die kaiserlichen Verordnungen durchzuführen, hatte jetzt aber den militärischen Oberbefehl.

Gleich den meisten römischen Statthaltern jener Zeit plünderte er seine Untergebenen aus und bestahl sie und mußte daher seinen nachgeordneten Beamten, die noch habgieriger waren als er selber, die gleichen Vergehen nachsehen. Wie konnte Augustinus, der ein gediegener Menschenkenner war, und ihm, wenn auch mit wohlgedeckten Worten, jene Ausschreitungen der Angestellten vorhielt, sich nur an einen solchen Mann wenden?

Zunächst hatte Augustinus seiner bedurft, da er als Tribun landete, um die Donatisten zum Gehorsam zu bringen. Leute aber, die man benötigt, sieht man immer nur im günstigsten Lichte an. Dann bekundete Bonifazius in der ersten Zeit, um dem Bischof zu schmeicheln und dem frommen Kaiserhofe zu Ravenna zu gefallen, einen großen Eifer für den katholischen Glauben. Seine erste Frau, die er sehr geliebt hatte und die recht gottesfürchtig gewesen war, scheint ihn darin bestärkt zu haben. Nach ihrem Tode schien er sogar gesonnen, sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und als Mönch in der Einsamkeit zu leben, sodaß Augustinus und Alypius auf ihn einwirken mußten, damit er das afrikanische Heer nicht im Stich ließe.

Sie trafen ihn in Thubunä, im Süden von Numidien. Das war eine weite und für den schon hochbetagten Bischof äußerst beschwerliche Reise. Der alte Haudegen blieb bei seinem Plane, ein völlig neues Leben einzuschlagen und hielt den beiden Bischöfen die erbaulichsten Reden. So waren diese gezwungen, im gegenteiligen Sinne auf ihn einzureden und ihn, da er ja auch an der Spitze des Heeres sein Heil wirken könne, aufzufordern, sie gegen die Donatisten und die afrikanischen Barbaren zu schützen. Diese hatten damals eben die alten Verteidigungslinien durchbrochen und verheerten das Reichsgebiet.

Bonifazius ließ sich leicht gewinnen und sagte alles zu. Aber er rührte sich nicht von der Stelle. Seine Haltung war mehr als seltsam. An der Spitze eines stattlichen Heeres tat er nichts, um die Plünderer zu züchtigen, ja, er selbst graste das ganze Gebiet, um bildlich zu sprechen, so gründlich ab, daß nichts mehr zu holen blieb.

Seine Tatenlosigkeit führte zu dem Gerüchte, er treibe Verrat. Schon seit den ersten Jahren seines afrikanischen Aufenthaltes hieß es, Bonifazius wolle sich in Nordafrika ein eigenes unabhängiges Fürstentum gründen. Jetzt fügte man hinzu, er schone nur deshalb die afrikanischen Horden, um sich ihre Beihilfe zu diesem Plane zu sichern. Einige Jahre darauf landete er in Spanien, um gegen die Vandalen Krieg zu führen. Dort heiratete er eine germanische Prinzessin, eine Arianerin, die zwar in Afrika Katholikin wird, aber ihr erstes Kind arianisch taufen läßt. Das und die Neuertaufe seiner katholischen Sklaven durch den gleichen arianischen Priester rief den Verdacht, er treibe Verrat, von neuem wach.

Bis dahin hatte er dauernd die Gunst der Kaiserin Plazidia genossen, welche die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn Valentinian III. führte. Durch die

Ränke des Aetius aber, des späteren Besiegers Attilas auf den katalaunischen Gefilden, büßte Bonifazius die Gunst der Kaiserin ein. Aetius verdächtigte den Bonifazius bei Plazidia, jener plane eine Empörung — redete aber anderseits dem Bonifazius ein, die Kaiserin sinne auf seinen Untergang. So gelang es ihm, die Kaiserin dazu zu bringen, den Statthalter nach Ravenna zur Rechenschaft zu berufen, diesen aber, der Aufforderung keine Folge zu leisten. Als Plazidia dann Bonifazius für abgesetzt erklärte, hatte er eben den Geiserich zu Hilfe gerufen. Später sah die Kaiserin ihren Irrtum ein und söhnte sich mit Bonifazius aus; aber der Würfel war gefallen. Auch von Bonifazius ließen sich seine Bundesgenossen nun nicht mehr aufhalten, und die furchtbare und sinnlose Verheerung Nordafrikas, die wir oben geschildert haben, hat den Namen der Vandalen gebrandmarkt für alle Zeiten.

Augustinus war ganz niedergeschmettert, als er von dem Abfalle des Bonifazius hörte. Aber wie sollte er dem wütenden Manne Vernunft beibringen, der in gewisser Hinsicht das Recht für sich hatte, und der die Rache an seinen Gegnern für ganz berechtigt hielt! Zudem hatte Bonifazius die Feldherren, die Rom bisher gegen ihn ausgesandt hatte, besiegt; er war also tief verwundet, siegreich und rachgierig. Dennoch beschloß Augustinus, an ihn zu schreiben und tat das mit ebensoviel Takt und Umsicht wie bischöflicher Festigkeit.

Ich sage: mit bischöflicher Festigkeit; denn als Bischof wendete er sich an ihn. Hätte er ihm als Politiker zugeredet, dann würde er wahrscheinlich die Antwort bekommen haben: „Was gehen dich meine Angelegenheiten an! Kümmere dich um deine Kirche!“ Als Bischof aber durfte er weit offener mit ihm reden.

Er sagte ihm, seine Ungnade und das Unheil, das daraus für Afrika hervorgegangen sei, stamme vor allem aus seiner Anhänglichkeit an die Güter dieser Welt. Sein

Ehrgeiz und die Sucht, die Mittel in die Hand zu bekommen, um ihn befriedigen zu können, hätten im Verein mit den gleichen Bestrebungen seiner Parteigänger all dieses Unglück zuwege gebracht. Er möge sich von den vergänglichen Gütern lossagen und den Diebstählen und Räubereien der ihm Untergebenen ein Ende machen. Er, der einst hätte in voller Enthaltbarkeit leben wollen, solle jetzt wenigstens die eheliche Keuschheit beobachten. Und schließlich rät er ihm, die beschworene Treue zu wahren. Auf seinen Streitfall mit Plazidia wolle er nicht eingehen, noch auch in dieser Hinsicht über Recht und Unrecht urteilen. Nur das eine wolle er sagen: „Wenn du Gutes vom römischen Reiche empfangen hast, so erwidere es nicht mit Bösem. Hast du aber Böses empfangen, so sage ich dir abermals: erwidere auch dieses nicht mit Bösem!“

Wie nahm nun Bonifazius den Brief des Augustinus auf? Sicher ist, daß er sich davon in seinen Absichten in keiner Weise beeinflussen ließ. Es sollte eben ein neues Expeditionsheer unter Sigisvultus gegen ihn ausgesandt werden. Sei es nun, daß er unter dem Drucke dieser neuen Schwierigkeit oder weil die Familienbeziehungen zu den Vandalen dazu veranlaßten, handelte — gleichviel, er machte mit den Feinden des Reiches gemeinsame Sache und rief sie nach Afrika (429). Als es zur Aussöhnung mit Plazidia kam, suchte er die Vandalen zum Abzuge zu bewegen, aber es war zu spät; der Sturm war nicht mehr zu beschwören. Für Augustinus aber ist der edle und freimütige Brief, den er an den Feldherrn geschrieben hatte, und der in jeder Hinsicht das Rechte traf, ein hoher Ruhmestitel.

Die Vandalen waren inzwischen nach Numidien gekommen, und schon wurden die Gebiete, welche an die Diözese Hippo stießen, mit Schrecken erfüllt. Die Bewohner flohen in Massen vor dem Feinde und gaben die Städte preis. Die Zurückgebliebenen eilten in die

Kirchen und baten die Priester und Bischöfe um Hilfe. Oder ganz ergeben zu sterben, forderten die einen mit lautem Rufen getauft zu werden, die anderen beichteten und taten öffentlich Buße. Auf die Priester hatten die Vandalen, wie wir schon gehört haben, es besonders abgesehen, weil sie in ihnen die Seele des Widerstandes erblickten. Wie sollten diese es nun machen? Sollten sie bei ihrer Herde verbleiben oder sich durch die Flucht retten und sich für spätere bessere Zeiten, auch im Interesse der Kirche, den ihrigen erhalten?

Viele taten das letztere und beriefen sich dabei auf ein Wort der Bibel: „Wenn ihr in einer Stadt verfolgt werdet, so fliehet in eine andere.“ Augustinus aber tadelte solche Ausreißer auf das nachdrücklichste. In einem an seinen Mitbischof Honoratus gerichteten Briefe, der dazu bestimmt war, von der ganzen Geistlichkeit Nordafrikas gelesen zu werden, erklärt er, daß die Bischöfe und Priester Afrikas ihre Diözesen und ihre Kirchen nicht verlassen dürften, sondern bis zum Schlusse, bis zum Tode und Martyrium, ausharren müßten, um die Obliegenheiten ihres Amtes zu vollziehen. Nur wenn die Gläubigen sich an eine sichere Stätte zurückziehen könnten, dürften auch ihre Hirten bei ihnen verbleiben; sonst aber müßten sie in ihrer Mitte sterben. So würden sie wenigstens den Trost haben, den Sterbenden in ihren letzten Augenblicken beigestanden zu haben und den ferneren, den Abfall vieler verhindern zu können, die sonst dem Schreckensdruck der Barbaren erlügen. Hauptsache sei, daß, wenn einmal die Sturmflut vorüber wäre, die katholische Kirche noch in voller Lebenskraft dastände und nicht das Werk von drei Jahrhunderten zum Erliegen käme.

Wie bewundernswert ist diese Klarheit des Geistes bei einem Greise von 75 Jahren, den Scharen von entmutigten Flüchtlingen ständig mit Jammern und Klagen bestürmten! Denn die Lage wurde mit jedem Tage be-

denklicher. Die Einkreisung wurde eine immer engere. Da plötzlich leuchtete für Augustinus ein Hoffnungsschimmer auf: Bonifazius söhnte sich mit der Kaiserin aus. Nun würde sein Heer sich gegen die Barbaren wenden, Hippo schützen und vielleicht Afrika retten.

War auch Augustinus an dieser Aussöhnung beteiligt? Sicher ist nur, daß er sie innig wünschte. Als der Graf Darius eigens vom römischen Kaiserhofe entsandt wurde, um mit dem Empörer zu unterhandeln, da begrüßte Augustinus den kaiserlichen Bevollmächtigten in warmen Worten zu seinem friederwerbenden Auftrage: „Du bist ausgeschiedt, um Blutvergießen zu verhüten. Freue dich also . . . erlauchter und teuerster Sohn in Christo, der dir eine so wichtige und so schöne Aufgabe anvertraut hat.“

Doch die Sache des Reiches in Afrika war verloren. Die Hoffnungen, die der Bischof an die Rückkehr des Bonifazius zur Pflicht geknüpft hatte, dauerten nicht lange. Nachdem dieser vergeblich mit Geiserich über die Zurückziehung seiner Truppen unterhandelt hatte, wurde er von dem vandalischen Heerführer geschlagen und mußte sich mit seinem aus gotischen Söldnern bestehenden Heere in die Festung Hippo zurückziehen. So kämpften zwei Völkerschaften des gleichen germanischen Stammes — denn auch die Vandalen zählten zu den Goten — gegen einander, um die Frage des Weiterbestehens des römischen Reiches auszufechten. Schon Ende Mai 430 war Hippo sowohl von der See- wie von der Landseite von den Streitkräften des Feindes eingeschlossen.

Augustinus fand sich, wenn auch nur mühsam, in diese höchste und letzte Demütigung hinein und in den Gedanken an all die Greuelthaten, die man erdulden mußte, wenn die Stadt genommen würde. Seiner Umgebung gegenüber wiederholte er oft das Psalmenwort: „Du bist gerecht, o Herr, und deine Urteile sind billig

abwägend.“ Eine Menge flüchtiger Priester, unter ihnen Possidius, der Bischof von Gelma, hatten in dem Hause des Bischofs eine Zuflucht gefunden. Eines Tages, da Augustinus in recht verzweifelter Stimmung war, sagte er zu denen, die mit ihm zu Tische saßen: „In diesen Nöten bitte ich Gott, diese Stadt von der Belagerung zu befreien oder, wenn das nicht seiner Absicht entspricht, seinen Dienern die nötige Kraft zu geben, um seinen Willen zu erfüllen oder zum allerwenigsten mich aus dieser Welt fortzuholen und in seinen Schoß aufzunehmen.“

Solche Mutlosigkeiten aber waren nur vorübergehend. Sonst bemühte er sich, durch seine Predigten wie auch durch persönliche Besprechungen den Mut des Volkes wie des Feldherrn anzuregen. Sein Briefwechsel enthält eine Reihe von Schreiben an Bonifazius, die oftmals kriegerischen Eifer atmen. Diese Briefe sind allerdings ziemlich sicher apokryph, aber sie drücken die Gesinnungen, von denen das Volk sowohl als auch Augustinus selbst beseelt war, treffend aus. In einem dieser Briefe beglückwünscht Augustinus den Bonifazius herzlich zu einem Vorteil, den dieser über die Feinde davongetragen hat: „Ew. Exzellenz weiß vermutlich wohl, daß ich an das Krankenlager gefesselt bin und das Kommen meines letzten Tages herbeisehne. Ich freue mich über Ihren Sieg und beschwöre Sie, diese römische Stadt zu retten. Verlassen Sie sich aber nicht zu sehr auf Ihre Streitkräfte, sondern setzen Sie Ihre Hoffnung auf denjenigen, der den Mut verleiht — und Sie werden keinen Feind zu fürchten brauchen. Leben Sie wohl!“

So klangen auf jeden Fall ungefähr die Abschiedsworte, die der auf dem Sterbelager ruhende Bischof an den Verteidiger von Hippo richtete. Denn er beobachtete stets den Barbaren gegenüber eine stolze Haltung und war immer ein treuer Diener Roms, das er allzeit

als den Hort der Ordnung, des Friedens und der Gerechtigkeit ansah, dessen einheitliche Regierung auch die Gewähr der Glaubenseinheit bot.

25. Tod des hl. Augustinus. Seine Bedeutung.

Im dritten Monat der Belagerung erkrankte Augustinus an einem wahrscheinlich ansteckenden Fieber, dessen Keim die Landleute und die verwundeten Soldaten, die in die Stadt geflüchtet waren, mitgebracht hatten. Es war gegen Ende August, das ist in Nordafrika die Zeit der Seuchen, der feuchten Hitze und der überaus drückenden Abende. Für die Kranken also die gefährlichste und nachteiligste Zeit.

Sofort legte Augustinus sich zu Bett. Selbst auf der Lagerstatt, von der er sich nicht mehr erheben sollte, ließ man ihm keine Ruhe. Man bat ihn um sein Gebet für Besessene. Er wurde mitleidig gestimmt, weinte und flehte Gott an, ihm diese Gnade zu gewähren und — fand Erhörung. Diese Heilung machte großes Aufsehen in der Stadt. Jemand brachte ihm noch einen Kranken zur Heilung. Augustinus antwortete ihm: „Mein Sohn, du siehst meinen Zustand. Wenn ich über Krankheiten etwas vermöchte, so würde ich zunächst einmal mich selbst heilen.“ Der Bittsteller aber verharrte in seinem Flehen und sagte: er hätte einen Traum gehabt; in ihm hätte eine geheimnisvolle Stimme gesprochen: „Geh zu Augustinus! Er wird deinem Kranken die Hände auflegen und er wird geheilt werden.“ Das geschah in der Tat. Das sind die einzigen Wundertaten, die der Heilige zu seinen Lebzeiten gewirkt hat.

Bald verschlimmerte sich die Krankheit. Man brachte es dahin, daß niemand den Kranken mehr störte und dieser sich still und andächtig auf den Tod vorbereiten konnte. Während der zehn Tage, die er noch lebte,

kam außer den Ärzten und den Dienern, welche ihm die Nahrung brachten, niemand mehr zu ihm. Er benutzte diese Zeit, um seine Fehler zu bereuen. Denn er pflegte zu sagen, daß selbst nach der Taufe Christen und Priester, so heilig sie auch sein möchten, nie aus dem Leben scheiden dürften, ohne eine Generalbeichte darüber abgelegt zu haben. Um sich so recht zur Herzenszerknirschung anzuregen, hatte er sich die Bußsalmen auf Blätter schreiben und diese an der Wand des Zimmers ankleben lassen. So konnte er von seinem Bette aus sie beständig lesen.

Der Augenblick, den er so angesichts seines Gottes verbrachte, gehört zu den feierlichsten und eindrucksvollsten seines Lebens. Dieses trat in seinem ganzen Verlaufe, mit all seinen Bestrebungen vor sein geistiges Auge. Er sah nun all seine Hoffnungen zusammenbrechen. Die Feinde, die er seit 40 Jahren unaufhörlich bekämpft und für besiegt gehalten hatte, erhoben wieder siegreich ihr Haupt. Donatisten und Arianer würden jetzt Afrika beherrschen, denn das Reich, das allein ihnen Trotz und Halt gebieten konnte, brach zusammen. Das Barbarentum siegte in der Welt des Westens von einem Ende bis zum anderen.

Wie die Trompete des Jüngsten Gerichts, so klang in seine düsteren Betrachtungen das Hörnergeschmetter hinein, das die Belagerten auf die Wälle rief. Ja, man mochte fürchten, daß der Tag des Zornes gekommen sei. Krieg, Verheerung und Verfolgungen der Kirche waren jetzt hereingebrochen. Deshalb muß man gemäß dem Worte Christi unaufhörlich wachen. Und wenn selbst diese Prüfung des Krieges gleich allen anderen vorübergehen sollte, wie schwer ist sie augenblicklich zu tragen, besonders für Augustinus, der durch sie fast sein ganzes Werk zertrümmert sieht!

Wie hatte er seit mehr als 40 Jahren selbst über seine Kräfte hinaus gearbeitet, um seine Herde und die

ganze afrikanische Kirche vor Irrtum und Verderbnis zu schützen! Seine Diözese Hippo besonders hatte er zu einer Musterkirche, ganz nach göttlicher Vorschrift, gemacht. Er hatte Klöster gegründet und eine mit Büchern wohlversehene Bibliothek, die noch kürzlich von dem Grafen Darius mit freigebigen Geschenken bereichert worden war. Er hatte für eine Geistlichkeit gesorgt, die, wenn jetzt alles zertreten werden sollte, das Samenkorn der Wahrheit von neuem ausstreuen könnte. Alles war für die Aussaat bereit. Wenn er über seinem Bette an der Wand den Psalmenvers las: „Der Mann soll ausziehen, um an seine Aufgabe zu gehen, und er soll bis zum Abend arbeiten“, so konnte er von sich sagen, daß er bis zum Abend gearbeitet hatte.

Wenn jetzt der irdische Lohn ihm zu entgehen schien, — wenn alles um ihn gleichsam in den Abgrund stürzte, — wenn seine Bischofsstadt belagert war, — wenn er selbst, obwohl noch recht rüstig (er hatte nach Possidius noch den Gebrauch all seiner Gliedmaßen, ein feines Gehör und sah vortrefflich), wenn er selbst für seine Aufgaben zu früh sterben mußte, so geschah das zweifelsohne zur Sühne für die Verfehlungen seiner Jugend. Bei dieser Erinnerung an seine Verirrungen begannen seine Tränen reichlicher zu fließen Und doch, wie groß auch die Torheit seines damaligen Verhaltens gewesen war, er gewährte darin zuverlässige Merkmale seiner Berufung. Er gedachte der Verzweiflung und der Tränen seiner Mutter, aber auch seiner begeisterten Freude, als er den Hortensius las, seines Ekels an der Welt und vor allem und jedem, als er seinen Freund in Tagaste verloren hatte. In dem früheren Menschen erkannte er den Menschen der letzten Jahrzehnte wieder. „Schon in meiner Jugend, zur Zeit meiner schlimmsten Irrungen, hatte ich mich erhoben, o mein Gott, um zu Dir zurückzukehren!“

Seine schlimmste Torheit war gewesen, alles verstehen und begreifen zu wollen. Es fehlte ihm die Demut des Geistes. Endlich hatte ihm Gott die Gnade gewährt, daß er seinen Verstand dem Glauben unterwarf. Er hatte geglaubt, und dann begriffen, wie er es vermocht und soweit er es vermocht hatte. Zunächst nahm er in aller Herzenseinfalt an, was er nicht begriffen hatte, — und dann hatte der Glaube ihm die Wege der Einsicht erschlossen. Er hatte die Vernunft in den der menschlichen Schwäche angewiesenen Grenzen gebraucht. War das nicht der stolze Wunsch seiner Jugend gewesen? Verstehen und begreifen! Welch höheres Los!

So hatte er auch zu lieben vermocht. Nachdem er sein Herz einmal von den flugwürdigen Leidenschaften losgelöst, hatte er auch dieses richtig gebraucht. Er dachte an alles, was er über sein Volk und über die Kirche an christlicher Liebe ausgegossen, an alles, was er in Gott geliebt hatte — an alles, was er geleistet hatte, an die ganze Folge seines von göttlicher Liebe erleuchteten und getragenen Wirkens. Ja, lieben! Darin lag alles. Die Barbaren mögen kommen! Hat Christus nicht gesagt: „Seht, ich bleibe bei euch bis zum Ende der Zeiten.“ Solange nur zwei aus Liebe zu ihm versammelt sind, wird die Welt nicht ganz verloren sein, werden die Kirche und die menschliche Gesittung gerettet werden. Die Religion Christi ist der Sauerteig des Wirkens, der Einsicht, des Opfers und der werktätigen Liebe. Wenn die Welt jetzt noch nicht zum Untergange verurteilt, wenn der Tag des Gerichtes noch fern ist, so wird aus ihr die Wiedergeburt der Zukunft entspringen.

So vergaß Augustinus seine menschlichen Leiden und Täuschungen in dem Gedanken, daß trotz allem die Kirche ewig ist. Der Gottesstaat sammelt in sich die Trümmer des irdischen Staates. Non tollit Gotus,

quod custodit Christus: „Der Gote nimmt nicht fort, was Christus schirmt.“ Und als seine Leiden zunahmen, da wollte er nur noch auf jene unvergängliche Stadt schauen, wo man ausruhen, wo man sehen, wo man lieben wird, wo man all seine abwesenden Lieben wiederfinden wird. Sie alle rief er herbei in diesem letzten Augenblicke: Monika, Adeodat und diejenige, die beinahe um seinetwillen verloren gegangen wäre, und alle diejenigen, die er innig geliebt hatte.

Am 28. August stand es recht schlimm um den Bischof Augustinus. Man betete für ihn in den Kirchen von Hippo und besonders in der Basilika des Friedens, wo er so oft gepredigt und so lange für die anderen gearbeitet hatte. Possidius von Gelma befand sich in dem Zimmer des Bischofs, umgeben von seinen Geistlichen und Mönchen. Sie vereinten ihre Gebete mit seinen eigenen. Und zweifelsohne stimmten sie auch vor ihm zum letzten Male einen jener liturgischen Gesänge an, die ihn einst in Mailand bis zu Tränen gerührt hatten, und die man seit dem Einbruch der Vandalen nicht mehr zu singen gewagt hatte. Augustin suchte sich der zu eindringlich sanften Melodie zu erwehren und nur auf den Sinn der Worte zu achten. So sprach er vor sich hin: „Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gotte. Wann werde ich vor seinem Angesicht erscheinen? . . .“ Oder: „Derjenige, welcher das Leben ist, ist auf diese Erde herniedergestiegen. Er hat unsern Tod erlitten und hat ihn vernichtet durch die Fülle seines Lebens Das Leben ist zu euch hinabgestiegen, — und ihr wollt nicht zu ihm emporsteigen und leben?“

Er zog jetzt zum Leben und seiner Herrlichkeit ein. Sanft zog seine Seele von hinnen beim Gesange der Hymnen und dem Gemurmeln der Gebete Allmählich umschleierten sich seine Augen, und die Züge seines Angesichtes glätteten sich. Seine Lippen bewegten sich

nicht mehr. Possidius, sein treuer Schüler, neigte sich über ihn: gleich einem Patriarchen der Hl. Schrift war Augustinus von Tagaste zu seinen Vätern entschlummert.

* * *

Es sei uns gestattet, dieser Lebensbeschreibung des großen Heiligen die Worte hinzuzufügen, die Possidius, der Bischof von Gelma, der seinigen angehängt hat:

„Ich bitte die christliche Liebe derjenigen, welche dieses Buch lesen, inständig, sich meinen an den Herrn gerichteten Danksagungen und Segenssprüchen anzuschließen, der mir den Gedanken eingegeben hat, dieses Leben den jetzigen wie den künftigen Geschlechtern zu erzählen, und der mir die Kraft verliehen hat, dies Vorhaben auszuführen. Bittet für mich und mit mir, damit ich mich hienieden bemühe, das Beispiel dieses unvergleichlichen Mannes zu befolgen, mit dem während einer so langen Zeit zu leben mir Gott das Glück gewährt hat.“

